STALLING SCHRIFTEN AN DIE NATION BÜCHEREI

Werner Beumelburg

Wilhelm II. und Bülow

Werner Beumelburg

Wilhelm II. und Bülow

Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.

Einband von Walter Tiemann, Leipzig. Innerhalb der Stalling-Bücherei „Schriften an die Nation“ trägt dieser Band die Nummer 7

Druck von Gerhard Stalling A.-G., Oldenburg i. O.
Printed in Germany

Die „Fügung Gottes".

Am 26. Juni 1897 legt an der kaiserlichen Jacht „Hohenzollern" in der Kieler Förde ein Boot an, dem der soeben aus Rom eingetroffene kaiserlich deutsche Botschafter beim Quirinal, Bernhard von Bülow, ein sehr gepflegter, elastischer und wohl aussehender Herr im Alter von achtundvierzig Jahren, entsteigt. Seine bisherige diplomatische Laufbahn ist eine glänzende. Ein gütiges Schicksal, eine Fülle allerbester Beziehungen, Reichtum, eine hervorragende Beweglichkeit auf dem Parkettboden der Diplomatie und der höchsten Gesellschaft, eine außerordentliche Leichtigkeit der Auffassung und der Anpassung, die virtuose Handhabung aller Register der Unterhaltungskunst und die bewundernswerte Fähigkeit, an der Grenze zwischen Ernst und Scherz plaudernd zu streifen, gewähren ihm ihre Unterstützung. Mit fünfundzwanzig Jahren Attaché in Rom, dann Botschaftssekretär in Petersburg in der ausgehenden Ära Gortschakow, in Wien zur Zeit Julius Andrassys, Geschäftsträger in Athen während des russisch-türkischen Krieges, 1878 Sekretär des Berliner Kongresses unter der unmittelbaren Leitung des allmächtigen, gewaltigen Kanzlers. Darauf Botschaftssekretär in Paris, wo der alte Fürst Chlodwig Hohenlohe, der spätere Kanzler, die deutschen Interessen vertritt und ahnungsvoll über den jungen Sekretär weissagt: „Der wird einmal Reichskanzler werden." Wieder nach Petersburg, 1888

Gesandter in Budapest, 1894 endlich an der ersten entscheidenden Etappe des großen, erträumten Zieles, der Botschaft beim Quirinal in Rom. Äußerlich hat es den Anschein, als hätten Leben und Streben sich erfüllt und als verblasse der Ehrgeiz im behaglich klassizistischen Schimmer eines genießerischen Daseins im Palazzo Cafarello.

In Wahrheit ist es nur ein ungeduldiges Zuwarten, denn das Ziel ist höher gesteckt. In Berlin reifen die Früchte langsam. Das Staatssekretariat ist sicher, wenn kein Unglück geschieht. Der nächste Fehltritt des jetzigen Staatssekretärs von Marschall muß diesen erledigen. Die graue Eminenz, der Geheimrat Holstein, fürchtet allerdings, in Marschall ein willfähriges Werkzeug zu verlieren und in Bülow ein zweifelhaftes zu gewinnen. Der alte Fürst Hohenlohe steigt lieber heute als morgen von Bismarcks Stuhl herab, und es könnte leicht im Verlauf der sich ankündigenden Krise der Sprung vom Botschafter über den Staatssekretär hinweg unmittelbar zum letzten Ziel führen. Zwei Jahre ist es her, daß Wilhelm II., die Faust ballend, das entschiedene Wort sprach: „Bülow soll mein Bismarck werden."

Am Fallreep der „Hohenzollern" steht der diensttuende Flügeladjutant Seiner Majestät, Oberst von Loewenfeld, und begrüßt den Botschafter mit Händedruck. Sie gehen ein Weilchen auf und ab, und der Oberst gerät ins Meditieren. „Denken Sie daran, Herr Botschafter, was jener alte Räuberhauptmann Frundsberg zu dem Stifter unserer Religion sagte, als der zu Worms ins Kreuzverhör genommen werden sollte. Wie sagte er doch? Ich glaube, er deutete an, daß die Chose für Luthern ziemlich faul stünde. Na, Sie werden ja bald hören." Und mit

einem Blick nach dem Oberdeck, wo die Gestalt Seiner Majestät im Borddreß sichtbar: „Die Minister erscheinen mir in ihrem Verhältnis zum Parlament immer wie der Tierbändiger, der in den Käfig hineingelassen wird. Wird er mit den Bestien nicht fertig, so schickt man ihn fort." Und rascher dann, mit einem Seufzer, indessen schon der kaiserliche Kammerdiener herbeinaht, um den Botschafter hinaufzugeleiten: „Wird er aber von ihnen zerrissen, so weint ihm unser allergnädigster Herr, der von der Loge aus zusieht, auch nicht allzuviel Tränen nach . . ."

*

Der Botschafter, sich dem Kammerdiener zu folgen anschickend, denkt flüchtig an einen Zettel, den er in der Tasche trägt. Es ist Philipp Eulenburgs letzte Instruktion, auf der Durchreise in Frankfurt bei kurzem Zusammensein übergeben. „Du bist die letzte Karte des Kaisers Wilhelm II. . . . Schwerfällige, steife, allzu gründliche Menschen gehen ihm auf die Nerven und erreichen nichts bei ihm . . . Um einen Gedanken bei ihm durchzusetzen, muß man tun, als ob der Gedanke von ihm käme . . . Vergiß niemals, daß S. M. ein Lob hin und wieder braucht . . . Du wirst immer Zugang zu allen Deinen Wünschen haben, wenn Du nicht versäumst, Anerkennung zu äußern, wo S. M. sie verdient. Er ist dankbar dafür wie ein gutes kluges Kind . . . Wir beide werden die Grenze zum Schmeicheln immer genau einhalten . . ."

Eulenburg ist nicht anwesend. Der Zweck seiner Abwesenheit leuchtet ein. Der Kaiser soll Bülow aus eigenem Entschluß zum Staatssekretär machen, wenigstens soll ihm diese Vorstellung erhalten werden. Im übrigen ist auch nichts mehr zu tun, es ist alles von langer Hand vorbereitet. Es hat Mühe genug gekostet.

Der Gegner war Holstein, die graue Eminenz, einst das dunkle Werkzeug des großen Kanzlers gegen den Grafen Arnim, später der Beherrscher des Auswärtigen Amtes unter drei Kanzlern, eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Politik sämtlicher Zeiten. Holstein kennt Bülows Freundschaft mit Eulenburg und weiß ihren Grad abzuschätzen. Holstein kennt Eulenburgs Einfluß auf den Kaiser und weiß ihn zu berechnen. Holstein hat seine Bilanz gemacht. Es wird auf die Dauer unmöglich sein, Bülows Kommen zu verhindern. Es ist also besser, sich darauf einzustellen und Vorsorge zu treffen, beide, Eulenburg und Bülow, in die Hand zu bekommen. Und wenn Eulenburg an Bülow mit Genugtuung schreibt: „Wüßte Holstein den Grad unseres Vertrauens, so würde er die Flinte ins Korn werfen", so ist Holstein diabolisch genug, an ihrer Freundschaft seinen Anteil zu nehmen und insgeheim sein Garn um beide zu spinnen.

Im März 1890 ist zum erstenmal die Rede von Bülows Kandidatur für den Posten des Staatssekretärs. Es ist die Zeit, da Bismarck, Vater und Sohn, von Holstein einst verehrt und jetzt abgründig gehaßt, die Wilhelmstraße grollendem Gewitter gleich verlassen. Holstein droht mit seinem Rücktritt, wenn Bülow kommen sollte. Bülow kommt nicht. Von damals ab setzt Eulenburg den Hebel bei Holstein an, indessen Bülow selbst sich im Hintergrund hält und dem Freunde die Arbeit überläßt. Es dauert noch sieben Jahre.

In dieser Zeit treiben die freundschaftlichen Versicherungen zwischen Bülow und Eulenburg die sonderbarsten Blüten. Jedes Wort, das Bülow schreibt, ist für das Ohr des Kaisers berechnet, das Eulenburg in vollstem Maße besitzt. „. . . Gott weiß, daß diese Gefühle für

Dich seit so langen und wechselvollen Jahren die eines Bruders sind . . . Sieh, äußerlich in manchem unähnlich, sind wir innerlich doch wahrhaft wahlverwandt . . . als schwesterliche entstiegen unsere Seelen einst dem rätselhaften Born des Daseins; nur andere Hüllen und verschiedenartige Flügel wurden uns gegeben . . . Wenn Dein Scheitel die Sterne berührt, so wurzeln Deine Sohlen doch auf der wohlbegründeten, dauernden Erde; wenn ich am Boden hafte, so reicht mein Blick doch zu den Wolken und Sternen . . ."

Ein andermal: „Als gestern unter dem Weihnachtsbaum Deine Lieder gesungen wurden . . . und ich mich der Vergangenheit erinnerte, füllten Tränen der Rührung und Dankbarkeit meine Augen. Ich dankte Gott und dachte Deiner . . . Nichts und niemand wird uns je voneinander trennen können . . ."

Und dann: „Wir können nicht dankbar genug sein, daß wir einen solchen Herrn haben, der mich immer an die heldenhaften Salier- und Hohenstaufenkaiser unseres Mittelalters gemahnt. Er ist . . . aus dem Holze gemacht, aus dem unser Herrgott die großen, die sehr großen Herrscher schnitzen ließ . . ."

Unterdessen ist der also schwärmerisch bedachte Freund am Werk. Auf der einen Seite pflegt er die Freundschaft mit Holstein, um diesen zu überzeugen, daß er mit Bülow gut fahren wird. Daß er im stillen dabei die Absicht hegt, dereinst mit Bülow zusammen die graue Eminenz zu erledigen, bleibt Holsteins Spürsinn nicht verborgen. Die graue Eminenz sichert sich beizeiten gegen diese Gefahr auf ihre eigene Weise, die Eulenburg später zu furchtbarem Erwachen bringen soll. Der zweite Teil der Arbeit liegt in der Einwirkung auf den jungen Monarchen, der seit

dem Bruch mit dem Hause Bismarck Enttäuschung auf Enttäuschung erleben muß und dessen einst so starkes Selbstbewußtsein jetzt bisweilen in eine gefährliche und beängstigende Niedergeschlagenheit umzuschwingen droht.

Eulenburg schickt dem Kaiser Auszüge aus einem politischen Briefe Bülows und vermerkt dazu: „Wer sich Bernhards Wissen und Können auf politischem Gebiet verschließt, ist ein Neidhammel . . .“ Ein andermal: „Bernhard ist der wertvollste Beamte, den E. M. haben, der prädestinierte Reichskanzler der Zukunft.“ Oder: „Mit Bernhard Bülow würden E. M. leicht, angenehm und sicher arbeiten.“ Und es dauert nicht lange, bis Wilhelm II., der Sprödigkeit Caprivis, der Derbheit Kiderlens, der Schwerfälligkeit Marschalls, der bedachten Langsamkeit Hohenlohes müde, enthusiastisch ausruft: „Er und kein anderer soll der zukünftige Reichskanzler sein!“ Was der Freund dem Freunde eiligst mitzuteilen nicht unterläßt, wobei er die weise Maxime anfügt: „Du bist ein Seelenfänger, ein großer Charmeur, Du hast in Deinem Leben viele Menschen bezaubert, jetzt trachte, den Kaiser zu bezaubern. Pro Patria esto!“

Ein sonderbarer Zufall öffnet plötzlich das Tor, das der mißtrauische Holstein immer noch hütet. Der Kaiser hat sich über Marschall erbost, dem man die Provozierung eines für das Auswärtige Amt sehr peinlichen Prozesses vorwirft. „Marschall muß fort“, sagt der Kaiser. Hohenlohe läßt durchblicken, daß er sich mit Marschall solidarisch fühlt, eine Kanzlerkrise droht. Holstein, der allenfalls auf Marschall, keinesfalls auf Hohenlohe verzichten will, setzt alle Hebel in Bewegung, um beide zu halten. Er scheute nicht davor zurück, dem Kaiser in behutsamer Form Staatsstreichpläne unterzuschieben, und es hat fast

den Anschein, als solle die Regierungskrise zur Staatskrise werden. In diesem Augenblick wird das Drama zur Satire.

Ein lächerlicher Anlaß läßt Holstein vermuten, Marschall sei der Anstifter einer Serie bissiger Spottartikel, die sich vor drei Jahren im „Kladderadatsch" mit den Personen Holsteins, Eulenburgs und Bülows beschäftigten. Das genügt, um die graue Eminenz zu einer vollkommenen Schwenkung zu veranlassen. Hastig schreibt er ein Billet an Eulenburg: „Lieber Freund, ich lege besonderen Wert darauf, mit Ihnen über eine in den letzten Tagen aufgetauchte Personalfrage zu sprechen. Sie werden starr sein . . . Gestern waren Forellen, eine kleine Poularde mit Schoten bestellt, dazu Steinberger. Ich rechne *sicher* darauf, daß Sie bei mir essen, Frühstück oder Abend. Wir beide allein . . . Ihr treuer H. Wollen Sie lieber irgendeinen 75er Bordeaux?"

An diesem Abend ist Marschalls Abgang besiegelt und das Tor für Bülow geöffnet. Was Eulenburg dem Freunde eiligst mitteilt mit dem frommen Zusatz: „Ich stehe sehr unter dem Eindruck dieser überraschenden Wendung. Ich neige dazu, darin *eine Fügung Gottes* zu sehn, der Dir für Deine etwaige unvermeidliche Berufung freundlich die Wege ebnen will . . ."

Von da an geht alles sehr rasch. Holstein gelingt es, sich im vorhinaus seinen Einfluß auch auf den neuen Staatssekretär zu sichern. Indem er Eulenburg Bülows Berufung konzessioniert, verlangt er dessen Hilfe bei der Erhaltung Hohenlohes, die Eulenburg flugs gewährt. „Ich bin überzeugt", schreibt Eulenburg dem Kaiser, „daß es in Ew. Majestät Interesse liegt, den alten Kanzler zu erhalten. Dazu sind, wie ich herausgefühlt

habe, nach den kleinen Stürmen auch wieder einige wärmende Sonnenstrahlen nötig — sonst erfriert er von heute auf morgen . . . So ein alter Gummibaum kann nicht genug Sonne haben . . ." Auf welch freundliches Bonmot der Kaiser, froh und erleichtert, statt des querköpfigen Marschall nun den gewandten Bülow zu bekommen, in bester Laune telegraphisch antwortet: „Mit dem alten Gummibaum geht es gut, die Sonne bescheint ihn, so daß er gewünschte Früchte trägt — sogar Bernhardpflaumen . . ."

☆

Wilhelm II. geht auf dem Oberdeck der „Hohenzollern" unruhig auf und ab, als ihm der Botschafter beim Quirinal gegenübertritt. Der Monarch, strahlend glücklich über den Ausgang der Krise, streckt Bülow beide Hände entgegen. „Mein lieber Bernhard, es tut mir leid für Sie und noch mehr für die Contessina, aber Sie müssen an die Front!" Und dann, indem sein Gesicht sich umdüstert: „Der Badenser hat mich verraten."

Bülow kann sein Erstaunen über diese kategorische Erklärung nicht ganz verbergen. Ehe er dazu kommt, sich zu äußern, setzt ihm der Kaiser mit hastigen und bitteren Worten Marschalls angeblichen Verrat auseinander. Der Staatssekretär, in dem Bestreben, seine Stellung zu halten, habe heimlich mit dem Zentrum und der Demokratie Intrigen gegen ihn, den Monarchen, gesponnen. Es ist sieben Jahre her, daß Wilhelm II. zornglühend vor dem großen Kanzler stand und ihn zur Rechtfertigung über den heimlichen Empfang Windthorsts aufforderte. Abermals ein Dutzend Jahre später wird der Kaiser nicht weniger bitter dem heute so begeistert Begrüßten den gleichen Vorwurf entgegenwerfen.

Bülow bittet den Kaiser, ihn einige Zeit zu beurlauben, um sich über die außenpolitische Lage des Reiches Rechenschaft ablegen zu können. Auf des Kaisers Gesicht erscheint eine Wolke des Unmuts und der Enttäuschung.

„Nanu“, sagt er halb verwundert, halb traurig, „ich meinte, von jetzt an sollten wir uns gar nicht mehr trennen.“

Aber Bülow versöhnt den Monarchen rasch durch die Bemerkung, er wisse, daß es in erster Linie für ihn in seinem neuen Amte darauf ankommen werde, den Bau einer großen Kriegsflotte zu ermöglichen, ohne darüber in einen Krieg mit England zu geraten. Und darauf müsse er sich gründlich vorbereiten.

Des Kaisers Blick schweift über die Kieler Förde, auf der ein paar überalterte Kriegsschiffe ankern. Zwölf Jahre später wird er abermals hier mit dem Kanzler stehn, den er zu seinem Bismarck ausersehn hat. Dann wird die Förde angefüllt sein von den Geschwadern der deutschen Hochseeflotte. Und indessen er den Kanzler als einen Verräter an seiner Person kühl entlassen wird, werden seine Blicke voll stolzer Genugtuung über die Gefechtsmasten und die Geschütztürme der Panzerschiffe gleiten. Um diese Zeit wird die politische Isolierung Deutschlands vollendet sein und keines Menschen Macht wird es vermögen, das furchtbar nahende Gewitter des Weltkrieges zu bannen.

Und abermals zehn Jahre später werden die Panzertürme der Schlachtschiffe auf dem Grund der Bucht von Scapa Flow ruhen, und der Monarch wird das einsam verbitterte Los der Fremde tragen.

Der alte und der neue Kurs.

Es gab auf dem Weltball kein stärkeres Reich als dasjenige, das der große Kanzler hinterließ, als er sich in den Sachsenwald zurückzog. Es gab keine Macht, deren ungeschmälerte Erhaltung mehr Kunst und Geschicklichkeit erforderte als dieses Reich. Niemand anders als Bismarck selbst hat deutlicher die zwei großen Abschnitte seines Werkes erkannt und gekennzeichnet. Bis zur Vollendung des Reiches im Jahre 1871 dienten ihm die großen Krisen der europäischen Politik als die Sturmzonen, in deren Bezirk das Reich entstand. Er suchte diese Zonen auf, er führte in genialer Meisterschaft die Wetter selbst herauf als ein riesenhafter Äolus, weil er sie brauchte. Als aber der Bau vollendet war, schlug er den umgekehrten Weg ein. Vom gleichen Tage an galt seine ganze Mühe dem Ziel, das durch seiner Gegner Eifersucht und Mißtrauen bedrohte Schiff von allen Wettern fernzuhalten.

Die deutsche Politik hatte seit 1871 mit einer feststehenden Größe zu rechnen, das war das Streben Frankreichs nach dem Wiedererwerb Elsaß-Lothringens und seiner alten Vormachtstellung auf dem Kontinent. Alle Befürchtungen Bismarcks von der einen oder der andern Möglichkeit deutschlandfeindlicher Koalitionen in Europa nahmen von Frankreich ihren Ausgang. Man weiß, daß Bismarck die Abtrennung Elsaß-Lothringens von Frankreich nicht aus eigenem Entschluß und Willen herbeigeführt hat, und es ist sicher, daß er nach geschehener Tat jedem europäischen Abkommen zugestimmt haben würde, das Deutschland seinen im Frankfurter Frieden er-

worbenen Besitzstand wirksam garantiert hätte, wogegen er nicht gezögert haben würde, Deutschland als saturiert zu erklären. So sehr war er von der Schwere der Gefahren überzeugt, die dem Reich drohten, indessen dieses Reich sich anschickte, im Schutze eines als sicher empfundenen Friedens sich einer wirtschaftlichen Entfaltung sondergleichen hinzugeben.

Hielt er auf der einen Seite das Reich nach Möglichkeit von allen europäischen Konflikten fern, in der Stille behutsam die Fäden des Dreibundes und der Annäherung an Rußland und England knüpfend, so war es ihm auf der anderen Seite durchaus erwünscht, daß die europäischen Großmächte ihre Expansionsrichtung nach außen nahmen, nach Afrika, nach dem Nahen und dem Fernen Orient. Er erhoffte sich davon eine Milderung jenes kontinentalen Drucks, der seit der Geburt des Reiches auf Deutschland lag.

So war Bismarcks Politik seit dem Frankfurter Frieden eine durch und durch friedliche, indem sie die Erhaltung des Friedens geradezu mit dem einzigen Ziel der neuen deutschen Außenpolitik gleichsetzte. Darüber hinaus war Bismarck bestrebt, alle Partner, deren Mitwirkung bei der gemeinsamen Erhaltung des Friedens er zu erreichen vermochte, auf die gleiche Grundlinie zu verpflichten. Solange Bismarck am Ruder war, lag die Leitung des Dreibundes zweifelsfrei in Berlin, und es war weder Österreich noch Italien erlaubt, eine Politik zu betreiben, die, gestützt auf das Bündnis mit Deutschland, Zwecke verfolgte, die mit dem Grundsatz des europäischen Friedens nicht in Einklang standen.

Erst unter Bismarcks Nachfolgern entglitt die Führung des Dreibundes der Hand des Deutschen Reiches in

immer zunehmendem Maße. Bis schließlich jener Zustand erreicht wurde, bei dem Italien nur noch rein äußerlich dem Bund angehörte, während Österreich ganz offen und unbestritten die Autorität des Deutschen Reiches mißbrauchte. Wie der große Kanzler durch ein geniales System Rußlands und Österreichs widerstreitende Balkaninteressen ausglich und dabei beide Mächte seinem labilen Bündnisverfahren einordnete, so zerbrach seinen Nachfolgern das komplizierte Werkzeug unter stümperhaften Händen, ohne daß es ihnen gelang, einen Ersatz zu finden, bis zu dem Punkte, daß Deutschland allein stand. Dieser Punkt war erreicht, als der vierte Reichskanzler sein Amt niederlegte. Bethmann Hollweg, der fünfte, ist nur noch ein tragisches Nachspiel.

*

Das erste, was nach Bismarcks Abgang zerbrach, ohne daß damals die deutsche Öffentlichkeit das Geschehende auch nur ahnte, war die Brücke nach Rußland. Der Rückversicherungsvertrag wurde nicht mehr erneuert, obwohl von russischer Seite kein Zweifel darüber gelassen wurde, daß Rußland unter solchen Umständen eine Koalition mit Frankreich suchen müsse. Caprivi, von Holstein beraten, ließ sich durch diese Gefahr, die auf Bismarck in seinen letzten Regierungsjahren wie ein Albdruck gelegen, nicht schrecken. Wilhelm II. fügte sich gegen sein eigenes besseres Empfinden. Caprivis Argument war einfach genug. Eines Tages, sagte er, wird Deutschland doch zwischen Österreich und Rußland wählen müssen und wir werden dann vielleicht zwischen zwei Stühlen sitzen. So kam die russisch-französische Allianz und damit die Vollendung des Zweifrontendrucks. Sie war drei Jahre nach

Bismarcks Abgang perfekt. Sie endete noch nicht ein Menschenalter später mit dem Sturz des Zarentums, dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches und mit dem Siege Frankreichs.

Das zweite war der allmähliche Verlust der Führung des Dreibundes. Der Dreibund galt in Bismarcks Sinn nicht als eine Erwerbs-, sondern als eine Versicherungsgesellschaft. Wenn Östereich und Italien seinen mächtigen Schutz auf dem Balkan und im Mittelmeer genießen wollten, so hatten sie sich dem Hauptziele der deutschen Politik, der Erhaltung des Friedens, unterzuordnen. Auch Bismarcks Nachfolger betonten diesen Grundsatz bei jeder Gelegenheit. Ihre Handlungen stehen zu solcher Beteuerung in krassem Gegensatz. Jede Erneuerung des Dreibundes belastete das Deutsche Reich mit neuen Sonderwünschen seiner Alliierten. Zunächst war es Italien, das es verstand, den Dreibund für seine besonderen Zwecke anzuspannen. Caprivi ließ es zu, aus Furcht, nach dem Verlust Rußlands einen neuen Freund einzubüßen. Bülow glitt über ernstliche Anzeichen der inneren Wandlung des Dreibundes mit dem billigen Ausspruch hinweg, in einer guten Ehe dürfe der Ehemann nicht gleich einen roten Kopf kriegen, wenn seine Frau einmal eine unschuldige Extratour tanze. Unter Bethmanns Kanzlerschaft stand bereits fest, daß auf Italien nicht mehr zu zählen war.

Das dritte war das Ende der von Bismarck stets als traditionell betonten Freundschaft zwischen England und Deutschland, der verzweifelte Versuch, eine Flotte zu bauen, die England von einem Angriff auf Deutschland abhalten sollte, und die von Bismarck so genannte „Trinkgelderpolitik“, die darauf ausging, sich bei jedem Konflikt zwischen anderen Mächten durch gute Dienste oder Dro-

hungen bezahlt zu machen. Kurzum, die Weltpolitik ohne reales Fundament, die um so größere Gebiete zu umspannen sich anschickte, je schmaler die deutsche Basis in Europa wurde.

Diese Politik kennzeichnet die Amtsführung des vierten Kanzlers, des Fürsten Bernhard von Bülow. Sie wurde getragen von der fast einhelligen und begeisterten Zustimmung Deutschlands. Sie wurde umgeben von dem Glanz und dem Enthusiasmus Wilhelms II. Unter ihren Fittichen entfaltete sich das Deutsche Reich zu einer blühenden Werkstatt, die ihre Waren über alle Kontinente sandte. Sie umschließt jenes Zeitalter des Glücks, des Fleißes, des Erfolges, der Herrlichkeit, nach welchem unsere abgehärmten Gemüter sich heute bisweilen sehnen, wenn uns ein Tag nach dem andern in neue Not stürzt. Sie lebt in unserm Gedächtnis als die Epoche des unumschränkten, allein seligmachenden Liberalismus, als die Blütezeit des Kapitalismus. Nichts in der Welt geschah, ohne daß Deutschland dabei mitzusprechen hatte. Die deutsche Flagge überquerte die Meere des Weltalls und zeigte sich in jedem englischen Hafen öfter denn die irgendeiner zweiten Nation nächst England selbst. Das Volksvermögen vervielfachte sich in beklemmend kurzen Spannen, die Handels- und Produktionsziffern schwollen unheimlich und unaufhaltsam, und der Zeitpunkt schien nicht mehr fern, an dem wir alle andern überholt haben würden.

Es war das goldene Zeitalter, an unserer heutigen Not gemessen. Es erschien uns wenigstens so. Bis jener furchtbare August 1914 offenbarte, was die Nächte der Besorgten schon lange bedrückt hatte. Wir standen mit Österreich allein einer Welt gegenüber, die uns haßte.

Wir waren an einen Punkt geführt, vor dem uns der große Kanzler ein Leben lang bewahrt und gewarnt. Wir hatten alles, aber auch alles, vernachlässigt und in den Wind geschlagen, was er uns vermacht hatte.

Und es gab nur einen Trost an jenem Tage. Das war die Erkenntnis, daß wir wenigstens eine Nation geworden waren. Bis wir auch diese Erkenntnis im Zusammenbruch von 1918 begraben mußten.

*

Der Unterschied zwischen dem „alten Kurs" und dem „neuen Kurs" erschöpft sich nicht mit den Schlagworten von der Kontinentalpolitik und der Weltpolitik. Auch Bismarck trieb Weltpolitik. Man braucht nur an den Berliner Kongreß von 1878 zu erinnern oder an die Tatsache, daß der Hauptteil der deutschen Kolonien noch unter Bismarcks Regierung erworben wurde, während seine Nachfolger diesem Besitz nur noch gelegentliche Objekte geringeren Umfanges zufügten. Der Zwang zur Weltpolitik war gegeben, sich ihm zu entziehen lag nicht in der Freiheit irgendeiner Großmacht. Das Unterscheidungsmerkmal liegt vielmehr in der Methode, nicht in der Sache selbst.

Dem großen Kanzler schwebte nach seinen eigenen Worten eine Politik vor, deren letztes Ziel nicht in irgendeinem Ländererwerb, einer Machterweiterung bestand, sondern in einer politischen Gesamtsituation, in welcher alle Mächte außer Frankreich Deutschlands bedurften und gleichzeitig durch ihre Beziehungen untereinander von allen gegen Deutschland gerichteten Koalitionen ferngehalten wurden. Die Epigonen verließen, wollend oder nicht wollend, diesen Weg immer mehr, auf der einen

Seite die Koalitionsbildungen gegen Deutschland zulassend, auf der andern Seite den Dreibund immer mehr entwertend.

Der Ursprung des ersten Fehlers, die Zulassung deutschlandfeindlicher Koalitionen, leitete sich von dem fundamentalen Irrtum her, von dem die Ära Bülow unter Holsteins Einfluß zehrte, daß ein Zusammengehen zwischen England und Frankreich oder gar zwischen England und Rußland ein Ding weltpolitischer Unmöglichkeit sei. Gestützt auf diesen Trugschluß, führte Deutschland im Nahen wie im Fernen Orient eine Politik, die von den Spannungen zwischen den fremden Mächten gelegentlich profitierte, ohne je für Rußland oder England Partei zu ergreifen. Befangen von der Vorstellung, daß Rußland und England mit Naturnotwendigkeit eines Tages aneinandergeraten müßten, entschloß sich Bülow, zwischen 1898 und 1901 alle Versuche der englischen Politik, eine Annäherung an Deutschland und den Dreibund zu erreichen, kühl zu behandeln und nur als die willkommene Möglichkeit von Gelegenheitserwerbungen auf kolonialem Gebiet zu betrachten.

Der zweite Fehler, die innere Entwertung des Dreibundes, mußte sich um so verhängnisvoller auswirken, je mehr die deutsche Politik die Wege einer Weltpolitik beschritt, die das Deutsche Reich auf Ziele festlegte, die Österreich und Italien nicht im geringsten interessierten oder gar mit Eifersucht und Mißtrauen erfüllten.

Es geht auch nicht an, zu sagen, der „alte Kurs" habe eine friedliche und defensive Politik betrieben, der „neue Kurs" dagegen eine offensive und friedenstörende. In Wahrheit waren beide durchdrungen von der Notwendigkeit einer Friedenspolitik, und es besteht auch hier nur ein

Unterschied in der Methode. Bismarcks Rezept war die möglichst große Zurückhaltung von allen Welthändeln, die Deutschland nicht unmittelbar interessierten. Die Epigonen glaubten, angefeuert durch den Idealismus des jungen Kaisers, das umgekehrte Verfahren wählen zu müssen, indem sie Deutschland an allen auftauchenden Fragen weltpolitischer Art beteiligten, immer mit dem Ziele friedlicher Schlichtung und gelegentlicher Kompensationen. Bismarck konzentrierte seine staatspolitische Kunst auf die Erhaltung der kontinentalen Stellung des Reiches, die ihm als Basis einer besonnenen und zurückhaltenden Weltpolitik galt. Die Epigonen glitten in zunehmendem Maße in eine Weltpolitik, die ihre natürliche kontinentale Basis außer acht ließ, weil sie mit weltpolitischen Illusionen rechnete.

*

Wer war für die Politik des „neuen Kurses" verantwortlich? Das Urteil der Welt nennt in erster Linie Wilhelm II. und stützt sich dabei hauptsächlich auf des Kaisers eigene mündliche und schriftliche Zeugnisse. Die Wahrheit gebietet zunächst die Feststellung, daß die deutsche Weltpolitik der nachbismarckischen Zeit von der fast einhelligen Zustimmung der ganzen Nation getragen wurde, zumal nachdem der hartnäckige Warner im Sachsenwalde die Augen geschlossen hatte. Einfach und allzu billig ist es, Aussprüche Wilhelms II. aus einer Zeit in der ein glückliches Deutschland ihm zujubelte, in Beziehung zu setzen zu dem verstümmelten, unglücklichen Deutschland von heute. Aufrichtiger und männlicher ist es, an die eigene Brust zu schlagen. Eine Nation kann nur an Kraft gewinnen, wenn sie den Weg der Selbsterkenntnis beschreitet.

Die Wahrheit gebietet demnächst die Feststellung, daß der Einfluß Wilhelms II. auf die auswärtige Politik des Deutschen Reiches bei weitem nicht so groß war, wie dies aus seinen eigenen Worten hervorzugehen scheint. Der „alte Kurs“, das war Bismarck selbst. Der „neue Kurs“, das war eine undurchsichtige, unpersönliche, in ihrer Verantwortlichkeit verschleierte, von keiner einzelnen Persönlichkeit beherrschte Bürokratie, welcher die verschiedenen Kanzler nur den Namen gaben. Sucht man dennoch nach einem Einzelnen im vernebelten Gewirr der Unzulänglichkeiten, so stößt man bis 1906 fast überall auf den Baron von Holstein.

Wieviel der Geheimrat Holstein sich aus dem Kaiser machte, ist hinlänglich bekannt. Er hat ihn, trotz lebhaften Bemühens von kaiserlicher Seite, nur einmal gesehn und gesprochen, obwohl der Geheimrat vom Abgang Bismarcks bis 1906 die Außenpolitik und die Personalpolitik des Auswärtigen Amtes maßgebend beeinflußte und bei fast allen weltpolitischen Krisen von der Krügerdepesche bis zur Marokkokrise der spiritus rector war. Ja, noch über seinen Abgang im Jahre 1906 hinaus inspirierte er den vierten Kanzler bei allen wesentlichen Entscheidungen. Sein Einfluß endete erst mit dem Tode. Holstein betrachtete Wilhelm II. als einen halben Narren und wertete ihn lediglich als Mittel zum Zweck, indem er ihn auf mittelbarem Wege so oder so beeinflußte. Holstein machte sich nicht das geringste aus den kaiserlichen Randbemerkungen auf den Akten des Auswärtigen Amtes. Holstein zögerte nicht, insgeheim gegen den Kaiser zu arbeiten, wenn er dessen Reden und Schriftsätze nicht billigte oder eine Gefährdung seiner eigenen Politik davon befürchtete. Holstein ließ bei weltpolitischen Krisen

erster Ordnung den Kaiser gewissermaßen eine Privatpolitik betreiben, während der Monarch von der eigentlichen amtlichen Politik seiner Regierung bisweilen überhaupt keine Kenntnis hatte, und es bekümmerte den Geheimrat sehr wenig, wenn dadurch die deutsche Politik in den bösen Schein der Zweideutigkeit rückte. Holstein hat mehr als einmal mit dem Gedanken gespielt, den Kaiser zum Thronverzicht zu bewegen. Er tat es auf seine eigene Weise, die den nächsten und geraden Weg verschmähte, aber er tat es wirksam.

Wichtiger als das Verhältnis des Geheimrats zum Monarchen ist das zu seinen unmittelbaren Vorgesetzten, den verantwortlichen Staatssekretären und Kanzlern. Und hier gebietet die Wahrheit die beschämende Feststellung einer Abhängigkeit, gerade des Fürsten Bülow, die erschütternd ist. In Holsteins abstrakter politischer Gedankenwelt entstanden jene Trugschlüsse des „neuen Kurses", von denen früher gesprochen wurde. Sie wurden unbesehen von Caprivi, von Hohenlohe, von Bülow übernommen als feststehende, unabänderliche Thesen. Man hat oft geglaubt, Bülows Hörigkeit gegenüber dem Geheimrat mit der Annahme erklären zu müssen, daß Holstein im Besitz gewisser für den Kanzler sehr kompromittierender Dokumente gewesen sei. Aber nachdem Bülow selbst mit seinen Erinnerungen den Vorhang vor seiner erstaunlichen politischen Ideenlosigkeit hinweggezogen hat, genügt fast die Vermutung, daß der Kanzler diesen Kopf, der an Ideen und Möglichkeiten niemals Mangel litt, einfach nicht entbehren konnte, weil der Geheimrat sich mit der Rolle des Inspirators zufrieden gab und niemals daran dachte, den Glanz des Kanzlers zu verdunkeln.

So entstand die Politik des „neuen Kurses". Ein weltscheuer Sonderling, der im geheimen Winkel seines Zimmers über Aktenstücken brütete, getrieben von einem krankhaften Mißtrauen und von einer unbändigen Sucht persönlicher Intrige, beherrschte den Kanzler, der die Ideen dieses Sonderlings dem Kaiser und dem Reichstag als seine eigenen zu suggerieren hatte. Der Kaiser sprach von diesem Maulwurf nur lachend, und sein Verlangen, ihn zu sehn, beruhte in erster Linie auf Neugier. Der Kanzler gab seine geistige Abhängigkeit von dem Geheimrat niemals zu. Reichstag und Öffentlichkeit nahmen als des Kanzlers bare Münze, was in Wahrheit aus Holsteins Gehirn stammte. Der Geheimrat aber verachtete im Grunde alle zusammen, den Reichstag, den Kaiser, den Kanzler, die Öffentlichkeit. Er saß in seinem Stübchen über den Akten, er korrespondierte auf eigene Faust vertraulich mit den Botschaftern an allen Hauptplätzen der Weltpolitik, er berief Staatssekretäre und Kanzler und stürzte sie wieder. Er gestaltete eine deutsche Politik, die nach dem Vorbild ihres Schöpfers den Zusammenhang mit der Realität immer mehr verlor, die aber durch ihren suggestiven Zwang den öffentlichen Apparat beherrschte.

Wer trägt für solche Zustände vor Volk und Geschichte die Verantwortung? Nicht der Monarch, der sich an den Kanzler zu halten hatte, sondern der Kanzler, der nicht aus Eigenem zu schöpfen vermochte und darum dem Geheimrat verfiel.

Weltpolitik.

Es hat für Wilhelm II. keinen glücklicheren Abschnitt seiner Regierungszeit gegeben als die ersten Jahre der Zusammenarbeit mit Bülow. Da ist alles reine Freude, alles Zufriedenheit und Übereinstimmung. Da ist alles so, wie es sich der junge Kaiser vorgestellt hat, und wenn der bedächtige alte Hohenlohe bisweilen ein wenig Wasser in den Champagner gießt, so betrübt das den Kaiser wenig. Bald wird sich der alte Fürst zurückziehen, um dem geliebten Bernhard endlich den Weg zum Stuhle Bismarcks frei zu geben, der ihm mehr gebührt als irgendeinem anderen Sterblichen.

Der neue Staatssekretär hat einen famosen Start im Reichstag. Seine Rede fließt leicht, behaglich, ironisch, von Zitaten gespickt. Öffentlichkeit und Parlament sind sehr angetan, die deutschen Fürsten machen dem Kaiser Komplimente wegen seiner glücklichen Wahl, die auswärtigen Höfe, besonders auch der russische Zar, sind entzückt. Die Vorträge Bülows sind dem Kaiser ein Genuß. Das ist endlich einmal etwas anderes als die langweiligen Referate Caprivis und die knöchernen Ausführungen Onkel Chlodwigs. Hier ist ein Weltmann comme il faut, ein Mann von umfassender Bildung, dessen Wissen elegant über alle Gebiete schweift. Auch die Kaiserin ist glücklich, als sie erkennt, wie Bülow mit leichter Hand den Monarchen lenkt in einer Art, die sich bis in die intime Häuslichkeit wohltuend ausstrahlt. Eulenburg, der treue Freund, schwelgt in Genugtuung, es ist alles gekommen, wie er es sich gedacht hat. Nicht lange, und der Kaiser schreibt an Eulenburg: „Bernhard — Pracht-

kerl!! . . . hat sich vorzüglich gemacht und adoriere ich ihn! Welche Freude, mit Jemand zu tun zu haben, der Einem mit Leib und Seele ergeben ist und Einen auch verstehen will und kann."

Der Adorierte selbst aber öffnet dem Freunde Eulenburg die Schleusen des Herzens: „Ich hänge mein Herz immer mehr an den Kaiser, er ist so bedeutend! Er ist mit dem Großen König und dem Großen Kurfürsten weitaus der bedeutendste Hohenzoller, der je gelebt hat . . . Er besitzt eine Phantasie, die mich mit Adlerschwingen über alle Kleinigkeiten emporhebt, und dabei den nüchternsten Blick für das Mögliche und Erreichbare. Und dabei welche Tatkraft! Welches Gedächtnis! Welche Schnelligkeit und Sicherheit der Auffassung! . . . Gott erhalte uns den großen Monarchen und edelsten Menschen!"

Natürlich unterläßt der Freund und Mittler nicht, dem einen die überschwänglichen Ergüsse des andern zu zeigen und dadurch die Harmonie noch zu steigern. Bei Eulenburg, dem Schwärmer, ist diese an Geschmacklosigkeit grenzende Behandlung des Kaisers bis zu einem gewissen Grade begreiflich. Für Bülow, den verantwortlichen Leiter der Politik, bedeutet sie eine schwere Schuld. Er hat sie gegen besseres Wissen und Gewissen nicht mehr aufgegeben, und wenn er nachträglich den Versuch unternimmt, sich reinzuwaschen und sein Verhalten mit der These zu begründen, es sei ihm anders nicht möglich gewesen, den Kaiser zu lenken, so wirkt solche Ausflucht bei einem Manne beschämend und peinlich. Kritischen Beobachtern entging schon damals nicht der schlechte Dienst, den der Staatssekretär und später der Kanzler dem Kaiser leistete. „Bülow ist dem Monarchen angenehm, weil er ihm niemals offen widerspricht. So bringt er not-

wendigerweise den hohen Herrn zum Überschätzen der eigenen Fähigkeiten und lädt eine schwere Verantwortung auf sich", schreibt Waldersee. „Bülow ist ein Unglück für uns, er verdirbt den Kaiser völlig, indem er ihm dauernd die größten Schmeicheleien sagt und ihn allmählich zu maßloser Selbstüberschätzung bringt", sagt Ballin.

Es liegt nahe, das bittere Urteil, das Bismarck im letzten Band seiner Gedanken und Erinnerungen über den jungen Kaiser fällt, mit dem Urteil zu vergleichen, das Bülow in seinen Erinnerungen durch Aneinanderreihung zahlloser, den Kaiser bloßstellender Äußerungen abgibt. Beide kommen zu ähnlichen Schlußfolgerungen. Aber welch ein Unterschied, wenn man das Verhalten und die Persönlichkeit der beiden Urteiler vergleicht! Dort der große Kanzler, der durch das Ungestüm und die hinter einer glänzenden Fassade verborgene Unsicherheit des jungen Monarchen sein gigantisches Lebenswerk, der deutschen Nation höchstes Glück und höchsten Besitz, bedroht glaubt, und einem Seher gleich seine warnenden Thesen niederlegt, in jeder Zeile die tiefe Sorge um des Reiches Wohl atmend. Hier der Staatsmann, der den Versuch unternimmt, seine eigenen Sünden zu bedecken und, um sich selbst zu reinigen, dem Gestürzten und Verbannten in die bittere Einsamkeit der Fremde einen Kübel voller Schmähungen nachwirft, nicht um des Reiches, sondern um seines eigenen Namens willen.

*

„Nun, wie wirds mit meinen Schiffen? Was haben Sie sich ausgedacht?" empfängt Wilhelm II. im August 1897 seinen neuen Staatssekretär, der von seinem Ur-

laub aus Österreich zurückgekehrt ist, um den Kaiser nach Petersburg zu begleiten.

Des Kaisers Schiffe sind die erste Tirpitzsche Flottenvorlage von 1897. Im Juni des Jahres ist Tirpitz zum Staatssekretär des Reichsmarineamtes ernannt worden. Zweck seiner Ernennung ist die Durchführung seines Bauprogramms, dessen grundlegende Bestimmung den Übergang zum Schlachtflottenbau vorsieht. Auch dieser Gedanke ist damals nicht als ein neuer dem Gehirn der Beteiligten entsprungen. Die Erwägungen über den Bau einer Schlachtflotte spielten schon unter Bismarck eine Rolle, aber der alte Kanzler durchkreuzte sie mit wohlüberlegter Konsequenz. Sein auf äußerster Zurückhaltung und Behutsamkeit beruhendes politisches System vertrug die Belastung mit dem Flottenbau nicht, obwohl in seinen Erwägungen die Möglichkeit eines deutsch-englischen Gegensatzes noch keine Rolle spielte.

Tirpitz ist gekommen, um die Flotte zu bauen. Der Kaiser unterstützt den Admiral mit ungestümem Drang, mit einem solchen Temperament, daß sich der Admiral mehr als einmal darüber beklagt. Ihm wäre lieber, die Arbeit vollzöge sich in der Stille, er ist sich des gefährlichen Übergangs bewußt. Die politische Erwägung ist Sache und Aufgabe des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes. Der alte Fürst Hohenlohe war sich des grundsätzlichen Charakters der ersten Flottennovelle kaum bewußt. Mit Absicht war die Vorlage in ein harmloses Gewand gekleidet, so daß der Kaiser noch im August 1897 an Eulenburg schreiben konnte: „Die brave deutsche Nation ist auf Milliarden gefaßt, und wenn diese Vorlage an den Tag kommt, wird sie mit einem sehr dummen Gesicht dasitzen."

Der neue Staatssekretär aber weiß zur Genüge, daß er vom Kaiser in allererster Linie dazu berufen ist, die zu erwartende Verschlechterung des deutsch-englischen Verhältnisses so lange vor einer gefährlichen Wendung zu behüten, bis die geplante Flotte die Risikospanne überwunden haben würde. Bülow gibt selbst zu, daß er in langen Gesprächen mit dem Kaiser und mit Tirpitz im Herbst 1897 die Flottenpläne mit allen möglichen Konsequenzen erörtert habe. Ihn trifft die volle politische Verantwortung.

Niemand bestreitet dem Deutschen Reiche das Recht, eine Flotte zu bauen. Tempo und Ausmaß des Baus mußten das Ergebnis politischer Erwägung sein. Bülow hat das ihm vorgelegte Programm ohne Widerspruch in ganzem Umfange angenommen. Ja, er hat in dem Bestreben, eine kaiserliche Politik zu betreiben, wenigstens im Anfang das Tempo noch zu beschleunigen versucht. Niemand zeigte größeren Eifer als er, dem Kaiser seine Schiffe zu geben. Solcher Eifer gipfelt in der Bemerkung gegenüber dem treuen Eulenburg, in so kitzligen und schwierigen Fragen wie der des Flottenbaus habe ein Herrscher eben einen besonderen Instinkt, dem man sich unterordnen müsse.

So der junge Staatssekretär und Kanzler. Der alte, zurückgezogene, von dem Einfluß auf die Politik seines Landes trotz vielfachen heißen Bemühens dauernd ausgeschaltete, vollzieht in seiner Erinnerung eine verblüffende Schwenkung. Da will er vom ersten Tage an gewarnt haben. Da will er die europäische Lage, wie er sie bei seinem Amtsantritt vorfand, als so ernst betrachtet haben, daß ihm die Vertretung des Flottenbauprogramms kaum möglich erschien. Da will er den Gedanken aus-

gesprochen haben, eine Flotte mit dem Gesicht gegen England bauen bedeute vor allem die Notwendigkeit, Rußlands sicher zu sein, denn ein englisch-russisches Zusammengehn gegen Deutschland sei finis Germaniae.

Nun, am Ende seiner Kanzlerschaft lag die deutsche Flotte in nie geahnter Größe in der Kieler Förde, während Rußland, England und Frankreich den Weg zueinander gefunden hatten. Tirpitz hatte seine Aufgabe, den Bau der Flotte, erfüllt. Bülow war an der seinen gescheitert, wenn auch das Schicksal ihm persönlich durch eine Gnadenfrist die Erlaubnis gab, die Schuld auf seinen Nachfolger zu werfen. Es lag nicht an Bülows Staatskunst, daß es weder 1905 noch 1908 zum Weltkrieg kam, sondern es lag an der Tatsache, daß weder Rußland noch Frankreich ihre Rüstungen beendet hatten. Die Entwicklung, die zum Weltkrieg führte, vollzog sich nicht zwischen Bülows Abgang und 1914, sondern zwischen Bismarcks Abgang und dem Abschluß der Entente cordiale. Sie umfaßt in ihren wesentlichsten Teilen die Kanzlerschaft des Fürsten Bülow.

*

Kaum ist es gelungen, das deutsch-englische Verhältnis durch die Krise des Burenkrieges einigermaßen intakt hindurchzuretten, als sich die deutsche Politik mit vollen Segeln auf den weiten Weg nach Ostasien macht. Im Juni 1900 wird der deutsche Gesandte in Peking ermordet, eine gefährliche, umfangreiche, gegen die fremden Mächte gerichtete Nationalbewegung bricht in China aus. Die Mächte entsenden Expeditionskorps.

Kaum jemals hat sich die Phantasie Wilhelms II. brennender entzündet als an diesen Vorgängen. Im

Vordergrund seiner Vorstellungen steht weniger das Streben nach Erweiterung der deutschen Weltstellung als der idealistische Gedankengang von der gemeinsamen Berufung Europas, gegen die gelbe Gefahr aufzutreten. Ende Juni besteigt der Kaiser in Bremerhaven vor den versammelten deutschen Expeditionstruppen ein Holzgerüst und schleudert mit leidenschaftlicher Stimme die Worte von sich: „Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter König Etzel sich einen Namen gemacht haben, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise betätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehn. Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht!"

Der alte Hohenlohe, der nicht weit vom Kaiser steht, wendet sich an Bülow: „Das kann ich unmöglich vor dem Reichstag vertreten, das müssen Sie versuchen." Und Bülow tut es. Er tut noch mehr. Von seiner Erregung immer weiter vorwärtsgetrieben, hat Wilhelm II. dem Zaren den Vorschlag gemacht, den früheren preußischen Generalstabschef, Grafen Waldersee, zum gemeinsamen Führer der europäischen Expeditionskorps in China zu ernennen. Der überrumpelte Zar stimmt mit höflichen Worten zu. Bülow übernimmt es, auch das Einverständnis der übrigen Mächte herbeizuführen. Er übernimmt es, obwohl er weiß, daß er die deutsche Politik dadurch einer gefährlichen Exponierung auf einem Gebiete aussetzt, das sie längst nicht in dem Maße interessiert wie Rußland und England, ja, daß er das Risiko auf sich nimmt, mitten in den aufs äußerste gestiegenen Gegensatz zwischen den beiden Rivalen hineinzugeraten.

Waldersee erhält den Feldmarschallstab, wird vom Kaiser in Kassel, wo der Monarch zur Linken des Kriegshelden im offenen Wagen begeisterte Huldigungen entgegennimmt, überschwänglicher gefeiert als ein Moltke nach 1866 und 1870, fährt im Sonderzug mit einem großen Stabe nach Neapel, durchfurcht in mehrwöchiger Reise die Ozeane und langt in China an, als die militärische Hauptarbeit getan ist. Der Kaiser beißt sich auf die Lippen, Europa lächelt. Schlimmer aber ist, daß die weltpolitische Exponierung Deutschlands rasch zur Tatsache wird.

Um die Jahrhundertwende ist der englisch-russische Gegensatz auf seiner Spitze angelangt. Während England in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts durch Südafrika gebunden war, hat Rußland die günstige Gelegenheit benutzt, seine ostasiatische Stellung auszubauen, um den rasch aufstrebenden Japanern zuvorzukommen. Jetzt sind Englands Hände wieder frei, Japan ist gereizt, und in diesem Augenblick öffnet der Boxeraufstand die Einfallpforten nach China, um das gewaltige Schauspiel des Aufeinanderpralls der imperialistischen Großmachtinteressen zu ermöglichen.

Deutschland ist durch den Gesandtenmord zwangsläufig hineingezogen. Aber indem es sich ohne Not mitten unter die ringenden Mächte begibt, fehlt ihm das Bewußtsein der furchtbaren Gefahr, die ihm als Rückwirkung auf seine Lage in Europa droht. Europa den Rücken kehrend, beginnt eine Periode sogenannter Weltpolitik, die insgeheim darauf ausgeht, vom Gegensatz der andern zu profitieren und deren Ergebnis das gesteigerte Mißtrauen Rußlands und die wachsende Gegnerschaft Englands sind.

Man muß Bülow zugutehalten, daß er diesen Weg nur zögernd beschritten hat und nach Kräften bemüht war, die wachsenden Gegensätze zu mildern. Er versucht es, indem er Rußlands Interessen in der Mandschurei unterstützt und indem er mit England durch das Jangtse-Abkommen eine Verständigung erstrebt. Er versucht, des Kaisers Leidenschaft, die sich einmal gegen Rußland wendet und von einem deutsch-englisch-japanischen Bündnis träumt, um kurz darauf ganz auf die russische Seite zu schwenken, weil England sich dem deutschen Werben versagt, immer wieder zu hemmen. Aber er kann nicht verhindern, daß einmal die Engländer Deutschland gegen Rußland, ein andermal die Russen es gegen England ausspielen, und daß beide Mächte zum Schluß die Erkenntnis gewinnen, daß ihnen eine weltpolitische Verständigung zu zweien über Deutschlands Kopf hinweg unter Umständen nützlicher sein könnte als die Gegenwart dieses lästigen Dritten. Nicht nur der Kaiser selbst, auch Holstein und Bülow stehen in dieser Zeit ganz unter dem Eindruck, daß der englisch-russische Krieg unmittelbar vor der Tür stehe. Von ihm erwarten sie zum mindesten eine dauernde Festlegung Rußlands im Fernen Osten, eine Entlastung Deutschlands auf seiner europäischen Ostgrenze und damit die Möglichkeit, den deutschen Flottenbau über die Risikogrenze hinwegzubringen. Hieß es vor Monaten noch deutsch-englische Verständigung gegen Rußland, das sich in Ostasien eigenmächtig bereichert, so heißt es heute deutsch-russische Verbindung gegen England, da Rußland der natürliche Verbündete Deutschlands gegen Großbitannien ist, das den deutschen Handel und die Entwicklung der deutschen Weltinteressen bedroht.

Das Ergebnis ist kläglich genug. Im Mai 1901 werden die deutschen Chinatruppen zurückgezogen, obwohl nicht einmal die Entschädigungsfragen geregelt sind. Allseitig ist man froh, aus der leidigen Affäre mit einem blauen Auge hinauszugelangen. Bülow selbst muß zugeben, daß ein weiteres Verbleiben der Truppen geeignet sein würde, Rußland zu reizen, England zu verstimmen und Deutschland zum Puffer zwischen beiden zu machen. Hinter diesen Worten zeigt sich schon die Befürchtung, daß Rußland und England sich eines Tages verständigen könnten, wenn auch zunächst nur über Ostasien. Aber galt eine solche Möglichkeit nicht als Vorbote einer größeren Einigung auf breiterer Basis, die das Deutsche Reich später furchtbar bezahlen sollte?

Vorspiel und Vollendung dieser größeren Einigung fallen unter Bülows Kanzlerschaft. Bismarck wurde noch nicht ein Jahr lang vom Rasen bedeckt, als Deutschland nach Ostasien ging. Bismarck hätte nicht einmal gebilligt, daß Deutschland im festen Einvernehmen mit Rußland diesen weiten und gefährlichen Weg unternommen hätte. Bülow traute sich zu, mitten zwischen England und Rußland hindurchzugehn und weltpolitische Ergebnisse zu erzielen in einem Erdteil, der von unserer kontinentalen Machtbasis weiter entfernt war als irgendein anderer.

*

Es sind späte Erkenntnisse, die hier verzeichnet werden, und diese Erkenntnisse sind bitter. Die Gerechtigkeit verlangt festzustellen, daß man im Deutschen Reiche, des tieferen Zusammenhangs der Dinge nicht bewußt, damals die angeblichen Erfolge der neuen Weltpolitik

jubelnd begrüßte und mit Genugtuung auf die kaiserliche Verheißung hinwies, daß von nun an nichts mehr in der Welt ohne Deutschland geschehen könne. Den alten Warner im Sachsenwald barg die Erde. Handel und Industrie stürzten sich mit Feuereifer auf neue Absatzgebiete, und Bülow selbst bestieg gefeiert und selbstbewußt Bismarcks Stuhl.

„Würden Sie Hohenlohes Nachfolge antreten?" fragt der Kaiser den Staatssekretär, und indem dieser eine Reihe anderer Namen nennt, sind sich Frager und Befragter doch bewußt, daß es sich hier nur um eine Formalität handelt. Für den Kaiser steht Bülows Kanzlerschaft fest seit dem Tage, als er das Wort sprach: „Er soll mein Bismarck werden!" Für den Staatssekretär ist die bisherige Tätigkeit im Ministerium nur ein Übergang gewesen. Alles was er bis heute getan, war nur darauf zugeschnitten, sich dem Kaiser und dem Lande gegenüber als der einzig denkbare Kanzler zu erweisen. Diese damals gewonnene Selbstüberzeugung hat sogar die bitteren Tage überdauert, als später der Kaiser den Verräter an seiner Person in die Wüste sandte. Sie war so stark, daß sie den Zusammenbruch des Reiches und der neuen Weltpolitik ungeschmälert überlebte. Sie ließ den Gescheiterten und Gestürzten niemals auf den Gedanken kommen, einen Teil der Schuld in der eigenen Brust zu suchen. Das letzte, was der Greis von sich gab, war die leidenschaftlich verhaltene Anklage des Kaisers und seiner Mitarbeiter und der mißglückte Versuch, um sein eigenes Haupt die Gloriole der Weisheit und der Unfehlbarkeit zu winden.

Wandlungen.

Hat niemand den Kaiser vor Bülow gewarnt? Soweit man sieht, nicht ein einziger. Hier und da finden sich in den Erinnerungsschriften dieses oder jenes aus der kaiserlichen Umgebung Aufzeichnungen, die sich mit dem persönlichen Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler befassen. Soweit sie kritischer Art sind, verzeichnen sie meistens das fabelhafte und bewundernswerte Geschick des Kanzlers, dem Kaiser seine eigenen Gedanken zu suggerieren. Wenige nur beobachten den umgekehrten Vorgang, nämlich wieweit sich der Kanzler im Interesse seiner Stellung und seines Einflusses dazu hergab, dem Kaiser die politischen Argumente zu liefern bei Handlungen, deren Folgen bedenklich waren. Ganz außer acht muß dabei die große Anzahl der Warner bleiben, die sich als ein Chor von Kassandren wie auf geheimes Kommando erhob, als des Kaisers Vertrauen in Bülow von der persönlichen Seite her erschüttert war. Diese nachträglichen Propheten beschämen sich selbst durch ihr Schweigen in den kritischen Jahren.

Ist Wilhelm II. seinem Kanzler gegenüber bis zu den Vorgängen des Jahres 1908 immer gutgläubig gewesen? Ohne Zweifel. Der Monarch hatte sich persönlich von Bülows Umgangsformen und seinem oberflächlich fesselnden Charakter völlig einfangen lassen. Er hat fest an Bülows Größe und Bedeutung geglaubt, und da er es tat, fehlte es nie an solchen, die ihn in diesem Glauben bestärkten. Nach einem Jahre der gemeinsamen Arbeit war Wilhelm II. an seinen Bernhard so gewöhnt, daß er es ohne ihn überhaupt nicht mehr aushielt. Niemals

wohl hat ein Staatsmann in solchem Umfange das Vertrauen seines Souveräns genossen wie Bülow das des Kaisers.

Wie war es umgekehrt? Bülow gesteht selbst: „Ich habe mich des Vertrauens und der Freundschaft des Kaisers Wilhelm II. nie ganz und nie wirklich sicher gefühlt." Welch ein Geständnis, wenn man bedenkt, wieviel Vertrauen er genoß und wie es ihm täglich bewiesen wurde. Welch ein Licht wirft es auf den Staatsmann und Menschen, der ein Dutzend Jahre lang das Vertrauen des Monarchen als seine wichtigste, ja in den entscheidenden Augenblicken seiner Laufbahn als einzige Stütze bezeichnete, und der immer wieder versicherte, er werde keinen einzigen Tag länger regieren, wenn er nicht des völligen Vertrauens Seiner Majestät sicher sei. Auch hier denkt man unwillkürlich an Bismarck. Der große Kanzler kämpfte ein Jahrzehnt lang um das Vertrauen seines Königs und Herrn, und als er es endlich nach unsäglichen Kämpfen erworben, brachte ihn keine Macht der Welt mehr ins Wanken. Dem Epigonen wurde dies Vertrauen in überreichem Maße mühelos in den Schoß geworfen, ehe er es noch erwerben konnte, und er behauptet später, sich selbst beschämend, er habe sich seiner niemals sicher gefühlt.

Wilhelm II. war in seinem Vertrauen zu anderen Menschen spontan und stürmisch wie in allen seinen Charakteranlagen. Um so erstaunlicher ist es, und nicht nur mit der Bülowschen Art der Menschenbehandlung zu erklären, daß er seinem Kanzler unbeirrt treu blieb, bis Dinge eintraten, die ihn im Innersten verwundeten. Bülow aber war zu einem wirklichen Vertrauen zu irgendeinem Menschen überhaupt nicht fähig. Es fehlte

ihm dazu die seelische Kraft, die letzten und tiefsten Fundamente, auf denen menschliche Größe sich aufbaut. Wie seine nachträglich versandten giftigen Pfeile gegen jedermann, der mit ihm zu tun gehabt, letzten Endes nur den kleinlichen Hasser und nicht den Hasser aus der Tiefe der Leidenschaft zeigen, so fehlt seiner Seele auch die Fähigkeit und die innere Freiheit, sich auf die Höhe des Vertrauens zu schwingen. Es ist kein Zufall, daß er schließlich an seiner eigenen Seelenlosigkeit scheiterte.

*

Man würde der Intelligenz und der Beobachtungsgabe des damaligen Kanzlers zu nahe treten, wenn man glaubte, er habe von dem langsamen Wandel im Verhältnis des Kaisers zur Nation nichts gemerkt. Diese Nation begann sich über die immer wiederkehrenden Ausbrüche des kaiserlichen Temperaments zu verwundern und davon ernste Gefahren für den Lauf der Politik zu befürchten. Umgekehrt aber bildete sich in dem Monarchen, der seine guten Absichten und seinen Idealismus von der Nation verkannt glaubte, allmählich ein Mißtrauen, eine Verständnislosigkeit, eine Abneigung gegen einzelne Gruppen der Nation, durch deren spontane Äußerung das Verhältnis nur noch mehr gestört wurde. Volk und Kaiser lebten sich auseinander, darüber konnten auch die rauschendsten Empfänge und die jubelndsten Huldigungen auf die Dauer nicht hinwegtäuschen. Sie lebten sich so weit auseinander, daß später in der furchtbaren Belastungsprobe des Weltkrieges niemand sich verwunderte, wenn der Monarch auch äußerlich immer mehr von der Führung zurücktrat und im Herzen des Volkes andern Göttern Raum gab. Diese Tatsache war weiter nichts

als die äußere Dokumentierung einer tragischen Entwicklung, die zwei Jahrzehnte weit zurückreichte.

Wir Heutigen vermögen kaum noch zu begreifen, welchen Schatten der Bruch mit Bismarck auf das Charakterbild des jungen Kaisers im Herzen des Volkes geworfen. Bismarck war nicht der Mann, das furchtbare Unrecht, das er sich angetan sah, schweigend hinzunehmen. Er appellierte fortgesetzt an die deutsche Nation, und wenn es den kaiserlichen Fanfaren gelang, zunächst die Stimme des Warners im Sachsenwalde zu übertönen, so klang das Grollen doch immer stärker auf, je kritischer die Nation den Monarchen an dem Verhältnis seiner Worte zu seinen Taten zu messen begann.

Der Bruch mit dem großen Kanzler ist für Wilhelm II. die Quelle aller späteren Tragik geworden. Wer sich vermaß, den Alten zu ersetzen oder gar zu übertrumpfen, von dem wurde das Höchste verlangt. Als die ersten stolzen Verkündigungen erfolgten, jauchzte das Volk. Als die Verwirklichung ausblieb, begann die Skepsis innerhalb der Nation, die innere Unsicherheit bei dem Monarchen, die sich mehr und mehr hinter dem Gebaren eines scheinbaren Absolutismus und einer unbeschränkten Willenskraft zu bergen suchte. Der Widerspruch zwischen der inneren Unsicherheit und dem äußeren Auftreten ergreift die ganze Persönlichkeit des Kaisers in zunehmendem Maße. Das Ergebnis ist bitter.

Hat niemand dieser Entwicklung Einhalt geboten? Die Antwort ist leicht, nachdem die Fülle der Memoirenliteratur über diesen äußerlich so glanzvollen, innerlich tragischen Abschnitt der Geschichte des Deutschen Reiches sich geöffnet hat. Beinahe alle, die mit dem Monarchen in nahen Beziehungen standen, haben es be-

obachtet und erkannt. Alle haben sie die Blätter ihrer Tagebücher damit angefüllt. Wenn sie unter sich waren und ein offenes Wort plaudern konnten, sprachen sie von nichts mehr als von diesem, teils kopfschüttelnd, teils auch belustigt. Sie schrieben einander in Briefen darüber und beschworen sich äußerster Diskretion. Sie verstanden auch, ihren persönlichen Nutzen daraus zu ziehen. Sie sprachen offen davon, daß dies eines Tages ein schlimmes Ende nehmen müsse. Sie verglichen heimlich den Monarchen mit Caligula und Nero, oder sie nickten wenigstens, wenn andere es taten. Sie machten ihm blauen Dunst vor, damit er nur ja recht behielt, ein jeder auf seinem Gebiet. Sie gingen auf seine temperamentvollen Schwenkungen wenigstens scheinbar ein, um es bestenfalls hinterher doch anders zu machen. Die wenigen Männer, die es vorzogen, sich von einem solchen Verhalten offen abzuwenden, kann man rasch an den Fingern der Hand abzählen. Bülow, der Reichskanzler, gehört nicht zu ihnen.

Einmal im Verlaufe seiner Kanzlerschaft hat Bülow den Kaiser vor die Kabinettsfrage gestellt. Das war im Jahre 1905, als Wilhelm II. mit dem russischen Zaren in fast romantischer Form den Björkoe-Vertrag abschloß, mit dem er im besten Glauben das russisch-deutsche Freundschaftsverhältnis wiederherzustellen wähnte, während der Weg des Schicksals längst eine andere Richtung eingeschlagen hatte. Der Entwurf des Vertrags war von Bülow selbst aufgesetzt, Wilhelm II. fügte ihm auf Wunsch des Zaren die einschränkende Klausel „en Europe" bei. Bülow billigte diese Einschränkung zunächst, obwohl der Vertrag dadurch stark entwertet schien. Zwei Tage später bat er um Entlassung aus seinem Amt. Schreckensstarr und fassungslos anwortete Wilhelm II.

mit der Ablehnung des Gesuchs und Bülow blieb. Er wußte diesen Ausgang im voraus. Sein Verhalten macht den Eindruck eines Theaterstreichs, und wenn es einen Sinn hatte, so war es der, daß der Kanzler dem Kaiser nur seine eigene Unentbehrlichkeit demonstrieren wollte.

Was tat er sonst, um die von ihm erkannte zunehmende Entfremdung zwischen Monarch und Nation zu verhindern? Nichts, außer daß er den Kaiser immer wieder vor dem Reichstag verteidigte und ihm dadurch den Glauben stärkte, er selbst sei auf dem richtigen Wege, die Öffentlichkeit und das Parlament aber seien eine Horde von Undankbaren und Verständnislosen.

Im Jahre 1903 verfaßten die drei Regierungsparteien, Konservative, Nationalliberale und Zentrum, eine gemeinsame Denkschrift gegen das persönliche Regiment des Kaisers und überreichten sie dem Kanzler zur Weitergabe an den Monarchen. Bülow lehnte die Entgegennahme des Schriftstücks ab. Das war vom Standpunkt eines vom kaiserlichen Vertrauen getragenen Beamten sein Recht. Auch ein Bismarck würde es zurückgewiesen haben, die Krone der Zensur des Parlaments zu unterstellen. Es war aber seine Pflicht, mit dem Kaiser ernst über die Dinge zu sprechen. Es war um so mehr seine Pflicht, weil er den wachsenden Zwiespalt erkannte und Gefahren davon befürchtete.

*

Damals glaubte Wilhelm II. noch, die hier und da auftretenden Verstimmungen im Parlament und in der Nation seien zu überwinden, man dürfe sie nur nicht überschätzen. „Wenn ich den Kampf gegen Bismarck

acht Jahre lang ausgehalten habe, so kann mich nichts mehr besonders anfechten. Ich beanspruche für mich das freie Wort wie jeder deutsche Mann, ich muß sagen, was ich will, damit die vernünftigen Elemente wissen, wie und wem sie folgen sollen", sagt er im Gespräch zu Eulenburg. Als der Freund Bedenken äußert, wallt es in ihm auf: „Wäre dies wirklich der Fall, so kommt es eben zu einer Revolution, in irgendeiner Form muß es ja doch einmal krachen. Alles führt darauf hin, und man muß deshalb den Kampf akzeptieren."

Bülow erfuhr diese und andere Äußerungen. Er schwieg dazu. Traute er seiner Geschicklichkeit zu, die Gegensätze auf die Dauer zu verbergen? Glaubte er, den Kaiser auf der einen, das Parlament auf der andern Seite an seinem Gängelband führen zu können? War er überzeugt davon, daß, wenn es einmal zum offenen Ausbruch kommen sollte, er selbst der einzige sein werde, der den Konflikt durchzuführen vermochte? Auf wessen Seite? Des Kaisers oder des Parlaments?

Die Kenntnis seines Charakters lehrt, daß er sich überhaupt keine allzu tiefen Sorgen über diese Frage gemacht hat. Er tat jeweils, was ihm im Augenblick taktisch richtig erschien. Er verhielt sich in dieser persönlichen Angelegenheit, die gleichzeitig wie keine andere die Nation anging, nicht anders als in den Fragen der auswärtigen Politik, von denen er bei Gelegenheit versicherte, man könne sie „nicht pomadig genug" nehmen. Er lebte von der Hand in den Mund, und im Vordergrund seiner Mühen stand das Ziel, sich dem Monarchen als unentbehrlich zu erhalten, weil der Monarch nach der Verfassung für ihn den Schlüssel zur eigenen Stellung bedeutete.

Wenn es anders gewesen wäre, so wäre der Kanzler nicht im Jahre 1908 in die Affäre des „Daily Telegraph" hineingetaumelt, die ihm den Hals kostete und die den furchtbaren Schaden seiner Unterlassungssünden für den Monarchen selbst und für das Verhältnis der Nation zu ihm offenbarte.

„Wir können warten."

Wäre Bülow nicht nur seinen Worten, sondern auch dem Geiste nach ein Schüler Bismarcks gewesen, auf den er sich so oft berief, so hätte er begriffen, daß die Ordnung des englisch-deutschen Verhältnisses geradezu das Kernstück seiner politischen Arbeit hätte sein müssen. Aber der vierte Kanzler des Reiches hat von dem „cauchemar des coalitions", der Bismarcks Träume nach 1871 erfüllte, nichts gespürt.

Bismarck hat bis zum Jahre 1871 in der Periode des Aufbaus seine Politik konsequent mit der russischen Rückendeckung geführt und sich dabei nicht gescheut, der populären Strömung in Deutschland entgegenzutreten. Er hat an dieser Grundlinie auch später festgehalten, von der Überzeugung ausgehend, daß zwischen Deutschland und Rußland keine unmittelbaren Gegensätze bestanden, wenn und solange es gelang, die widerstrebenden österreichischen und russischen Interessen auszugleichen. Gipfel dieser Konstruktion war ihm das deutsch-russisch-österreichische Dreikaiserbündnis. Als dieses bei der russischen Abneigung nicht mehr zu halten war, begnügte er sich

mit dem deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag als Ergänzung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrags von 1879, wobei er sich klar darüber war, daß dieser dem Dreikaiserbund gegenüber eine wesentliche Verschlechterung bedeutete. Um so zäher hielt er daran fest.

Die allmähliche Wandlung in der russischen Politik, das Emporkommen der panslawistischen Bewegung und die ersten Anzeichen einer russisch-französischen Annäherung entgingen ihm nicht. Seine Blicke richteten sich auf England. Ziel seiner Überlegung war, Frankreich davon abzuhalten, mit irgendeiner europäischen Großmacht eine Koalition gegen Deutschland zu schließen. Da die deutsche Verbindung mit Rußland fragwürdig geworden und da Rußland seinerseits zu einer Allianz mit Frankreich nicht abgeneigt schien, mußte man beiden zueinanderstrebenden Mächten beizeiten ein Paroli bieten. Eine englisch-deutsche Kombination, dem Dreibund angegliedert, würde sowohl Rußland wie Frankreich von jedem Offensivgedanken gegen Deutschland zurückgehalten, ja, sie würde vielleicht sogar Rußland wieder zu Deutschland zurückgewendet haben, sofern Deutschland sich durch seine Verbindung mit England nicht von seiner traditionellen Freundschaft gegenüber dem Zarenreich abbringen ließ.

Das war eine geniale Konstruktion, die fast ganz Europa umfaßte. Geboren wurde sie aus der unaufhörlichen Sorge des Meisters vor einer Bedrohung des Reiches. Im Gegensatz zu seinen leichtherzigeren Nachfolgern hielt der Meister sogar eine Verständigung zwischen England und Rußland nicht für ein Ding der Unmöglichkeit. „Damit wäre dann die Basis einer Koalition gegen uns gegeben, wie sie gefährlicher Deutschland nicht gegenübertreten kann", schrieb er im Jahre 1885 dem Kaiser.

Zwanzig Jahre später war diese Koalition perfekt. Sie war das Ergebnis der Kanzlerschaft Bülows.

Wiederholt hat Bismark in London sondieren lassen. Im Januar 1889, im ersten Regierungsjahr des jungen Kaisers, von dessen Charakter er eine neue Erschwerung der deutschen Außenpolitik befürchtete, ging er ans Werk. Er übermittelte dem konservativen englischen Premierminister Salisbury offen den Plan einer deutsch-englischen Allianz. Im März reiste sein Sohn Herbert in seinem Auftrag nach London, um die Verhandlungen einzuleiten. Was Bismarck erstrebte, war der öffentliche Abschluß einer Defensivallianz, die Frankreich in Schach halten sollte, ohne Rußland zu verletzen. Als Äquivalent bot er den Engländern eine Verständigung mit Österreich und Italien über die Fragen des Mittelmeers.

Salisbury zeigte sich persönlich nicht abgeneigt, wies aber auf die parlamentarischen Schwierigkeiten hin, die es einer englischen Regierung damals noch fast unmöglich machten, den Standpunkt der „splendid isolation" aufzugeben. Um das zu erreichen, mußten erst ganz andere Dinge geschehn. „Wir können im Augenblick nicht ja und nicht nein sagen." Die Verhandlungen erstreckten sich eine Zeitlang auf Detailfragen, gerieten aber bald ins Stocken.

Bismarcks Schritt war verfrüht. Es war noch lange vor der Zeit, in der England von sich aus den Bündnisgedanken aufgreifen sollte. Aber der Weg war gewiesen. Das Ziel blieb bestehn. Als die Zeit reif war, weilte Bismarck nicht mehr auf dieser Welt. Die deutsche Politik lag in den Händen Bülows.

*

Dreimal während der Amtsführung Bülows versuchte England, mit Deutschland zu einem Bündnis zu gelangen, bevor es sich endgültig auf die Annäherung an Frankreich und den Zweibund festlegte. Zweimal lehnte Deutschland ab. Beim drittenmal schienen Holstein und Bülow unter dem wachsenden Druck des Zweibundes nicht abgeneigt. Aber England hatte bereits seine Fühler nach der anderen Seite ausgestreckt und sagte die Verhandlungen mit Deutschland kurzerhand in dem Augenblick ab, als sie am aussichtsreichsten zu stehn schienen. In diesem letzten Stadium machten sich in London bereits der Einfluß Eduards VII. und der starke Eindruck des deutschen Flottenbaus mit entscheidender Kraft geltend. Es war zu spät. Vom Scheitern der Verhandlungen führt über die Entente cordiale, die Triple-Entente, die beiden Marokkokrisen und die bosnische Krise der Weg unmittelbar in die Katastrophe von 1914.

Es ist nötig, die dramatische Aufeinanderfolge dieser Verhandlungen kurz zu skizzieren. Der erste englische Versuch fällt in das Jahr 1898. Der Abschluß der russisch-französischen Allianz wurde in England nicht weniger sorgenvoll und drohend empfunden als in Deutschland. Ja, die deutsche Politik war optimistisch genug, in ihm zunächst eine hauptsächlich gegen England gerichtete Kombination zu sehn. Kühl beobachtete das Auswärtige Amt in Berlin die englischen Versuche, sich mit Rußland über Ostasien ins Einvernehmen zu bringen, um dem Zweibund die gegen England gerichtete Spitze abzubrechen. Die Besetzung von Port Arthur durch Rußland machte den englischen Versuchen ein rasches Ende. England antwortete durch die Besitznahme von Weihaiwei. Die englisch-russische Spannung drohte sich in einem

Krieg zu entladen. Die Wilhelmstraße glaubte sich am Ziel ihrer Berechnungen und Wünsche, die letzten Endes immer auf den englisch-russischen Zusammenstoß hinausliefen.

Mitten in diese Atmosphäre platzt das erste konkrete Angebot des englischen Kolonialministers Joe Chamberlain über ein deutsch-englisches Defensivabkommen, das mit der ganz offenen Begründung abgegeben wurde, England müsse die „splendid isolation“ aufgeben und sich entweder für den Zweibund oder für den Dreibund entscheiden. Chamberlain fragte nach dem deutschen Standpunkt und den deutschen Bedingungen.

Bülow und Holstein machten ihre Rechnung, immer von der Idee beherrscht, daß England mit der Annäherung an den Dreibund lediglich den Zweck verfolge, dem unvermeidlichen Zusammenstoß mit Rußland zu entrinnen oder doch wenigstens für einen solchen das Deutsche Reich als Mietssoldaten auf dem Festland zu gewinnen. Die Zeit läuft für Deutschland, sagten beide, der Preis, den wir für Englands Freundschaft bezahlen müssen, wird immer geringer, je näher der englisch-russische Krieg rückt. Wir werden die kalte Schulter zeigen und uns darauf verlegen, inzwischen einige Gelegenheitsgewinne einzustecken. Der Kaiser wurde über die Tragweite des englischen Vorschlags gar nicht unterrichtet. Auf der Suche nach einem Vorwand zur dilatorischen Behandlung fand man Bismarcks alte Forderung, ein deutsch-englisches Bündnis müsse vom englischen Parlament angenommen werden. Man spekulierte dabei auf die deutschfresserische Einstellung der englischen Öffentlichkeit als Folge der Krügerdepesche vom Jahre 1895.

Chamberlain antwortete, die Annahme eines deutsch-englischen Vertrages im englischen Parlament sei fast sicher. Bülow sagte, er glaube nicht an diesen Optimismus, Deutschland könne sich nicht der Gefahr der Ablehnung des Bündnisses im Unterhaus aussetzen. Mit der Miene des Biedermanns ließ er dabei durchblicken, England könne eventuelle spätere Verhandlungen über den Gegenstand schon jetzt erleichtern, indem es sich in kleineren Fragen Deutschland gegenüber wohlwollend zeige. „Trinkgelderpolitik" nannte Bismarck ein solches Verfahren. Jetzt unterrichtete Bülow auch den Kaiser, aber in einem Sinne, daß der Monarch Chamberlains Versuche als „unklare Phantasien" bezeichnete, was Bülow eilfertig bestätigte. Es lag ihm sehr daran, den Kaiser abgeneigt zu erhalten.

Chamberlain ließ sich nicht beirren und unternahm einen zweiten Vorstoß. Bülow ließ erwidern, London möge doch zunächst einmal in Wien und Rom sondieren, denn wenn Deutschland den englischen Besitzstand in der Welt garantiere, dann müsse England seine Garantie auch auf den ganzen Dreibund ausdehnen. Chamberlain ließ sagen, der Grundgedanke sei richtig, wesentlich sei aber zunächst die Verhandlung mit dem Deutschen Reiche als der stärksten und führenden Macht des Dreibundes. Bülow wollte davon nichts wissen. Holstein sagte, wir haben England auch ohne Bündnis an der Hand, denn eine englisch-französische Einigung ist ebenso ein hohler Bluff wie eine englisch-russische. Je länger wir warten, desto besser. Bülow stimmte zu.

Als der Kaiser stutzig wurde, packte ihn Bülow bei seiner Flottenidee. „Wir müssen zunächst die Flotte bauen", sagte der Kanzler, „dann können wir uns auf

dem Festlande jeden zum Verbündeten aussuchen, den wir wollen. Englands Eifer, uns zu gewinnen, wird dadurch immer größer werden." Der Kaiser sah es ein. Er ging noch einen bedenklichen Schritt weiter, indem er dem Zaren schrieb: „. . . jetzt aber ist das Ersuchen (Englands) zum drittenmal wiederholt und sind so ungeheure Anerbietungen hinzugefügt worden, die Meinem Lande eine weite und große Zukunft eröffnen, daß Ich es für Meine Pflicht gegen Deutschland halte, gehörig zu überlegen, bevor Ich antworte . . . Nun bitte Ich Dich, als Meinen alten und vertrauten Freund, Mir zu sagen, was Du Mir bieten kannst und tun willst, wenn Ich ablehne . . . Die Zeit drängt, deshalb antworte bitte bald!"

Der Zar antwortet kühl, er könne leider keinen Rat geben. Im übrigen seien englische Bündnisangebote durchaus nichts Besonderes. Rußland habe ein solches erst vor drei Monaten erhalten.

Aha, sagt Bülow zum Kaiser, da sieht man die englische Unaufrichtigkeit. „Wir haben also die Bestätigung der von des Kaisers und Königs Majestät immer vertretenen Ansicht, daß England, wenn es gekonnt hätte, schon längst . . . sich mit Rußland verständigt haben würde." Das schreibt er, obwohl gerade der Glaube an die Unmöglichkeit einer englisch-russischen Verständigung die Grundlage seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem englischen Bündnisangebot ist. In den gleichen Tagen meint der Kanzler Holstein gegenüber: „Der Krieg zwischen England und Rußland wird mit elementarer Notwendigkeit doch einmal kommen."

So wurde damals in Berlin Politik betrieben. Sie nannten es „Politik der freien Hand", sie glaubten sich

auf Bismarcks Wegen und übersahen dabei, daß sich ringsum die Hände der andern schlossen.

☆

Am 19. November 1899 treffen Kaiser und Kaiserin in England ein, von Bülow begleitet, und werden von der Bevölkerung stürmisch begrüßt. England befindet sich mitten im schwierigsten Stadium des Burenkrieges und sieht in dem deutschen Kaiserbesuch eine besonders freundliche Geste nach den Verstimmungen der Krügerdepesche. Bei einem großen Bankett in Windsor trifft Chamberlain den Kaiser unter vier Augen und kommt sofort auf den Bündnisplan zu sprechen. Die besondere Note liegt diesmal in dem Vorhaben, auch die Vereinigten Staaten von Amerika in den Kreis einer allgemeinen deutsch-englischen Verständigung einzubeziehen. Wilhelm II. hält sich strikte an die von Bülow gegebenen Richtlinien, er sagt weder ja noch nein und weist im übrigen die Engländer darauf hin, durch Teilabmachungen über koloniale Fragen Deutschland günstig zu stimmen.

Chamberlain geht zu Bülow, an den ihn der Kaiser verwiesen. Er sagt ganz offen, daß England Deutschland im Augenblick brauche, weil es den Anschein habe, als versuche Rußland, die englischen Schwierigkeiten im afrikanischen Süden zum Nutzen seiner Stellung in Ostasien auszuwerten. Aber, sagt Chamberlain, es wird die Zeit kommen, wo Deutschland auch England gebrauchen kann.

Bülow entgegnet kühl, ihm scheine Deutschlands Lage im Augenblick so sicher und vorteilhaft, daß wir gar keine Eile hätten, uns nach irgendeiner Seite festzulegen. Er malt alles in rosarot mit der deutlichen Absicht, den

Partner bange zu machen und ihm möglichst große Angebote zu entlocken. Chamberlain zuckt die Achseln. Bülow schreibt in seinem Bericht nach Berlin: „Die Zukunftsaufgabe der deutschen Regierung sehe ich darin, im Besitze einer starken Flotte und unter Wahrung guter Beziehungen nach der russischen wie nach der englischen Seite die weitere Entwicklung der elementaren Ereignisse mit Geduld und Sammlung abzuwarten.“ Dieses Rezept billigster Binsenweisheit empfahl der Kanzler als seiner politischen Kunst letzten Ausdruck in einer Zeit, in der sich die Wurzeln der gegen Deutschland gerichteten Koalitionen auszubreiten begannen.

Chamberlain läßt auch jetzt noch nicht locker. Im Glauben, daß der Kaiser und Bülow grundsätzlich seinem Werben nicht abgeneigt seien, sagt er in einer Rede in Leicester: „Wenn die Vereinigung von England und Amerika ein machtvoller Träger für die Sache des Friedens ist, so wird ein neuer Dreibund zwischen der teutonischen Rasse und den beiden großen Zweigen der angelsächsischen Rasse von noch größerem Einfluß auf die Zukunft der Welt sein.“

Was tut Bülow? Er bringt gerade in diesen Tagen im Reichstag die neue Flottenvorlage ein. Er sagt: „Niemand kann übersehn, welche Konsequenzen der Krieg haben wird, der seit einigen Wochen Südafrika in Flammen setzt . . . Es ist Zeit, es ist hohe Zeit, daß wir gegenüber der seit zwei Jahren wesentlich veränderten Weltlage . . . uns klar werden über die Haltung, die wir einzunehmen haben werden gegenüber den Vorgängen, die sich um uns herum abspielen . . . Was England angeht, so sind wir gern bereit, auf der Basis voller Gegenseitigkeit und wechselseitiger Rücksichtnahme in Frieden und

Eintracht mit ihm zu leben. Aber gerade weil unsere auswärtige Lage jetzt eine günstige ist, müssen wir dieselbe benutzen, um uns für die Zukunft zu sichern. Ob diese Zukunft eine friedliche sein wird, das kann Ihnen niemand sagen . . . Wir müssen nicht nur zu Lande, sondern wir müssen auch zu Wasser gegen Überraschungen gesichert sein. Wir müssen uns eine Flotte schaffen; eine Flotte, stark genug, um den Angriff jeder Macht auszuschließen, müssen wir besitzen . . ."

Chamberlain zuckt abermals die Achseln. Die Verhandlungen werden abgebrochen.

*

Der dritte englische Versuch, mit Deutschland abzuschließen, wird im Januar 1901 von Chamberlain mit der Erklärung eingeleitet, daß es sich um den letzten handle und daß Großbritannien im negativen Falle nicht zögern werde, mit Rußland abzuschließen, selbst wenn man dabei China und den Persischen Golf opfern müsse.

Sofort regt sich Holstein in Berlin und bezeichnet die angedrohte englisch-russische Verständigung als einen „vollständigen Schwindel". „Wir können warten, die Zeit läuft für uns", schreibt der Geheimrat, und Bülow pflichtet ihm bei. Es ist hier nicht der Raum, die ganze Kette der Irrungen und Wirrungen aufzurollen, die sich anschlossen. Wilhelm II., der gerade zum Tode der alten Queen in England weilt, zeigt sich diesmal sehr viel bündniswilliger, aber Bülow und Holstein haben ihn bald wieder an der Leine. Gegen wen sollten wir ein englisches Bündnis nötig haben? Ist unsere Lage nicht ausgezeichnet? „An eine Gefahr von russischer und selbst von russisch-französischer Seite glaubt das deutsche Publikum vor-

läufig nicht." Wie sollte das Publikum daran glauben, wenn nicht einmal die Staatsmänner von Sorgen bedrückt waren?

Die Verhandlungen gehen noch eine Weile hin und her, und es kommt sogar zur Aufstellung eines Bündnisentwurfes. Während aber in ihrem letzten Stadium der deutsche Partner sich endlich weniger spröde zu zeigen beginnt, schwenken plötzlich die Engländer ab. Chamberlain erklärt in Edinburg, für Berlin völlig überraschend, der glänzende Bau des britischen Weltreiches genüge vollkommen zum Schutze des Imperiums, ja, er bedeute mehr als ein Bündnis mit der größten Nation des Festlandes.

Das war die offene und endgültige Absage. Sie wurde von Salisbury und von König Eduard wiederholt. Über das Bündnis wurde nicht mehr gesprochen. Drei Jahre später entstand die Entente cordiale und England suchte über sie hinweg mit Erfolg die Verständigung mit Rußland. Das englische Kabinett hatte so beschlossen, während es die Allianzgespräche mit Deutschland pro forma noch eine Weile fortsetzte.

Vereinsamt.

Im Frühjahr 1905 ereignet sich das folgende: Wilhelm II. plant eine Erholungsreise ins Mittelmeer, der Dampfer „Hamburg" ist dafür gechartert. Die Reise fällt in die Zeit der beginnenden Marokkokrise. Frankreich und England haben sich im Jahre zuvor über die Mittelmeerfragen geeinigt. England erhält freie Hand in Ägypten, Frankreich in Marokko. Es ist die Grund-

lage und der erste Ausdruck der neuen Entente cordiale. Die deutsche Politik hat keinen Anlaß gefunden, gegen das Abkommen aufzutreten. Frankreich hat nun dem Sultan von Marokko eine Reihe von Forderungen übermittelt, deren Berechtigung es aus dem Abkommen mit England herleitet.

Jetzt auf einmal erwacht die Wilhelmstraße. Die treibende Kraft ist Holstein, Bülow ist von dem Geheimrat abhängiger denn je. Wilhelm II. hat nicht die Absicht, auf seiner Mittelmeerreise Marokko zu berühren. Aber der Kanzler weiß ihn auf Holsteins Rat durch emsige Bemühung zu bewegen, daß er eine Landung in Tanger und einen Besuch beim Sultan von Marokko in sein Programm aufnimmt. Die Absicht ist nicht zu verkennen. Der Kaiser soll im Namen Deutschlands gegenüber Frankreich Protest einlegen.

Wilhelm II. überlegt sich die Sache und kommt zu dem Schluß, daß ein solches Verfahren allzu gefährlich und provozierend sei. Was wird England tun? Es ist nicht anzunehmen, daß Frankreich ohne Englands Wissen den Sultan bedrängt. Und wenn es nötig ist, zum Schutz der deutschen Handelsinteressen energisch aufzutreten — hat das Auswärtige Amt, hat der Kanzler kein anderes Mittel als die öffentliche Exponierung der Person des Kaisers? Wie verträgt sich das damit, daß man ihm immer wieder vorwirft, er betreibe eine persönliche Politik?

Unterwegs, aus der Gegend von Lissabon, telegraphiert der Kaiser dem Kanzler, er gebe den Plan des Tangerbesuchs auf. Bülow antwortet, die Landung müsse stattfinden, sie sei eine Staatsnotwendigkeit. Der Kaiser weist darauf hin, daß die Landung mit persönlichen Gefahren verbunden sei, die Ankerverhältnisse sind mißlich. Bülow

antwortet, für die Sicherheit Seiner Majestät und für einen glatten Verlauf der Veranstaltung werde jede Vorsorge getroffen. Wilhelm II. fügt sich und geht an Land. Er unterhält sich freundlich mit dem zur Begrüßung herbeigeeilten Großonkel des Sultans und spricht seine besten Wünsche für die Zukunft eines unabhängigen Marokko aus. Von Berlin aus werden des Kaisers Worte als eine feierliche und bedeutsame staatspolitische Ansprache in alle Welt verbreitet. Der Sturm bricht los.

Während die französischen Zeitungen laut in die Kriegstrompete stoßen, während England sofort Frankreich seiner Unterstützung versichert, während man in Deutschland über den neuen, unüberlegten und eigenmächtigen Streich des Kaisers die Köpfe schüttelt, finden im französischen Kabinettsrat sehr ernste Auseinandersetzungen statt. Delcassé, der Außenminister, ist für Krieg. Der Kriegsminister betont verzweifelt, die Armee sei nicht gerüstet, Rußland sei noch nicht fertig. Wenn Deutschland, worauf die deutsche Haltung ohne weiteres schließen lasse, zum Krieg entschlossen sei, so bleibe nichts übrig als nachzugeben. Delcassé wird überstimmt. Der Premierminister Rouvier gibt die Entscheidung für den Frieden, weil er England in einem europäischen Krieg nicht traut und weil er selbst im besten Falle eine Abhängigkeit Frankreichs von England erwartet. Delcassé tritt zurück.

In Berlin triumphiert man unverhohlen über den Sturz des Außenministers und feiert ihn als einen bedeutenden Erfolg der kräftigen deutschen Politik. Rouvier läßt seine Verständigungsbereitschaft über Marokko durchblicken. Bülow — immer ist Holstein der spiritus rector, er gibt die Akten über Marokko nicht aus den Händen — verlangt eine internationale Konferenz, um

Frankreich zu demütigen. Rouvier sagt zu, bittet aber, Deutschland und Frankreich möchten sich vorher über die Einzelfragen verständigen. Bülow lehnt ab, Deutschland will mit ungebundenen Händen zur Konferenz kommen, um seine Rechte zu wahren. In Algeciras treffen sich die Vertreter der Mächte. Ergebnis? Deutschland läßt fast alle seine Forderungen fallen, Frankreichs Stellung in Marokko wird endgültig und jetzt mit Deutschlands Zustimmung gesichert, und der verblüfften deutschen Öffentlichkeit gegenüber sagt der vielgewandte Kanzler mit ewig gleichbleibender guter Laune, es wäre nicht zu verantworten gewesen, das Reich wegen eines Objektes wie Marokko in einen Krieg ziehen zu lassen.

*

Die Verblüffung wird noch größer, als man vernimmt, der Zweck der deutschen Marokkopolitik habe darin bestanden, die Entente cordiale zu sprengen, und er sei durch den Rücktritt Delcassés in vollem Umfange erreicht worden. Freilich, man wußte damals noch nicht, was man heute weiß, und man weiß heute noch nicht alles.

Fest steht, daß der ganze Vorgang der Gedankenwelt Holsteins entstammt. Ungeklärt ist, ob Holstein den Krieg gewollt hat, aber es ist wahrscheinlich, denn sein Kopf war klug genug, die zunehmenden außenpolitischen Schwierigkeiten Deutschlands zu erfassen. Er war damals durchaus nicht mehr davon überzeugt, daß eine englisch-russisch-französische Koalition gegen Deutschland ein Ding der Unmöglichkeit sei. Er begann insgeheim schaudernd zu begreifen, wieweit man sich von Bismarcks Weg entfernt hatte. Möglich, daß er einen Krieg vor Vollendung der gegnerischen Koalition und der gegnerischen

Rüstungen für das einzige Mittel hielt, mit dem das Reich zu retten sei. Der Gedanke des Präventivkrieges wurde damals in sehr einflußreichen Kreisen vertreten.

Fest steht, daß Bülow, wenigstens im ersten Stadium der Krise, so tat, als scheue er den Krieg nicht, sondern sehe ihm klar und kalt entgegen. Er rechnet sich selbst später als Verdienst an, daß seine Entschlossenheit die Klärung der Lage so rasch und wirksam erreicht habe. Fest steht, daß er, als die Sache ernst wurde, ebenso plötzlich umschwenkte. Seine Haltung läßt sich mit dem Benehmen eines Patrouillenführers vergleichen, der forsch an den Feind heranreitet, in die Trompete stößt, kurz kehrtmacht und daheim von seinem Siege spricht. Es ist ein echt Bülowsches Kunststück, daß er gleichermaßen die Heraufbeschwörung der Kriegsgefahr wie die Erhaltung des Friedens als sein Werk bucht.

Fest steht, daß Wilhelm II. den Krieg nicht wollte und daß er im ersten Teil der Krise lediglich als das Werkzeug des Kanzlers und des Auswärtigen Amtes, im Widerstreit mit seiner eigenen Überzeugung, handelte. Wilhelm II. verfolgte gerade damals seinen Lieblingsplan von der Kontinentalliga gegen England mit größter Lebhaftigkeit. Er hätte den Tangervorstoß unter keinen Umständen durchgeführt, wenn er ihn nicht immerhin als ein Instrument betrachtet hätte, um Frankreich dem Kontinentalplan durch sanften Druck geneigter zu machen. Durch Drohung zur Bündnisbereitschaft — es ist das gleiche Rezept, das gegenüber England und Rußland zeitweise mit so unglücklichem Erfolg angewandt wurde.

Daraus ergibt sich Merkwürdiges. Holstein und das Auswärtige Amt waren für den Krieg. Bülow war erst

für den Krieg, dann dagegen. Der Kaiser war gegen den Krieg. Holstein wollte Frankreich mit Waffengewalt besiegen und den Ring um Deutschland sprengen. Der Kaiser wollte Frankreich zum Freunde Deutschlands gegen England machen. Bülow wollte weder das eine noch das andere, und bei der Überlegung, was er nun eigentlich wollte, kommt man zu dem beschämenden Ergebnis — gar nichts.

Die Krise hatte ein persönliches Nachspiel. Holstein, dem Bülow die Akten über Marokko fortnehmen ließ, reichte zum dutzendsten Male erbost seinen Abschied ein. Das war nichts Besonderes. Es gehörte so zu seiner Art. Man wußte schon, das Gesuch wurde jedesmal abgelehnt und der Geheimrat setzte seinen Willen durch. Bülow war gerade erkrankt, das hatte Holstein in der Erregung übersehn. Er übersah auch, daß er viele Feinde hatte. Staatssekretär von Tschirschky legte das Gesuch mit Bülows Wissen dem Kaiser vor. Der Kaiser schrieb darauf: „Genehmigt." Holstein erblaßte vor Wut. Er verließ das Auswärtige Amt, unauffällig wie immer, finsterer Rachepläne voll.

☆

Die Marokkokrise von 1905, behauptet Bülow, habe die Entente cordiale gesprengt. Über die Krise von 1909 schreibt er: „Der Verlauf der bosnischen Krise wurde tatsächlich das Ende der Einkreisungspolitik König Eduards VII." Man staunt über solche Schlußfolgerungen, die der Fürst keineswegs vor dem Kriege niederschrieb — damals hätte er sich noch gutgläubig irren können — sondern im Jahre 1916. Man verliert das Staunen, wenn man im gleichen Jahre von ihm ge-

schrieben liest: „Von 1897 bis 1909 hatte sich eine bedeutsame Entwicklung vollzogen . . . unser Aufstieg zur Weltpolitik ist geglückt.“ Über den gleichen Zeitpunkt urteilt Bülows Nachfolger, Bethmann Hollweg: „In allen zu Meinungsverschiedenheiten führenden Fragen der Weltpolitik sah sich Deutschland dem geschlossenen Konzern von England, Frankreich und Rußland gegenübergestellt. Deutschlands Lage mußte unter diesen Umständen um so prekärer erscheinen, als der Dreibund sich zwar äußerlich nicht gelockert, aber doch an innerer Konsistenz verloren hatte.“ Es ist leider nicht zweifelhaft, wer von beiden recht hat.

Österreich-Ungarn läßt im Jahre 1908 die ehemals türkischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina militärisch besetzen, wozu es nach der Schlußakte des Berliner Kongresses von 1878 ein unzweifelhaftes Recht hat. Freiherr von Aehrenthal, der österreichisch-ungarische Außenminister, hat vorher Iswolski, den russischen Außenminister, über sein Vorhaben unterrichtet. Gleichwohl erhebt sich in Petersburg, Paris und London ein Sturm der Entrüstung über Österreich und den Dreibund, und im Handumdrehn steht Europa wieder vor dem Krieg. Iswolski behauptet, von Aehrenthal betrogen und überrumpelt worden zu sein. Aehrenthal sucht in Berlin Rückendeckung und findet sie in einem Umfange und mit einer Bereitwilligkeit, die Erstaunen wecken muß. Bülow bietet die gesamte Autorität des Reiches zum Schutz der österreichischen Aktion auf. Er erweckt dadurch den Eindruck, als sei diese Aktion in Berlin beschlossen worden und als sei Wien nur der ausführende Teil. Die Wahrheit ist die, daß der deutsche Kaiser als letzter aller europäischen Souveräne von dem Bevorstehenden unterrichtet

wurde. So sicher fühlte sich Österreich-Ungarn des deutschen Beistandes. So weit war die Führung des Dreibundes der deutschen Hand entglitten.

Warum kam es damals nicht zum Kriege? Bülow behauptet, weil durch das energische Auftreten Deutschlands an Österreichs Seite die Triple-Allianz zerrissen worden sei. Die Erklärung ist viel einfacher. Rußland war durch den Krieg mit Japan erschöpft und zu einem europäischen Waffengang im Augenblick nicht in der Lage. Frankreich steckte mitten in seinen militärischen Vorbereitungen, die sich aber noch nicht praktisch ausgewirkt hatten. Außerdem war Frankreich von der russischen Schwäche so sehr überzeugt, daß es sogar für nötig hielt, in Petersburg eine friedliche Haltung zu empfehlen. England hatte noch nicht das Mißtrauen verloren, Rußland möchte am Bosporus und im Orient Ziele verfolgen, die das britische Weltreich bedrohten.

Der Ausgang der bosnischen Krise, sagt Bülow, war eine Befestigung des europäischen Friedens und der Stellung des Deutschen Reiches. Die Wahrheit ist leider ganz anders. Iswolski begriff von nun an, daß Rußlands Drängen nach Konstantinopel am Widerstand Englands scheitern mußte, solange es nicht zu einer allgemeinen europäischen Auseinandersetzung kam. Um so mehr war er entschlossen, den Ausgleich in einer Richtung zu suchen, auf der man England nicht begegnete. Mit dem Jahre 1909, das heißt mit dem Ende der bosnischen Krise, beginnt jene von Rußland insgeheim geschürte Wühlarbeit gegen die Donaumonarchie vom Balkan her, die fünf Jahre später den unmittelbaren Anlaß zur Katastrophe gab. Österreich-Ungarn hatte durch die bosnische Krise einen schlüssigen Beweis dafür erhalten, daß Deutschland,

von allen anderen Bundesgenossen entblößt, dem letzten Verbündeten alles zu opfern einfach gezwungen war. Was Aehrenthal 1909 begann, setzte Berchthold 1914 fort. Die bosnische Krise wurde geradezu eine Generalprobe für die Krise von 1914, aus der das Ultimatum an Serbien entstand.

Daß die erste ohne Krieg vorüberzog, die zweite den Weltbrand entzündete, findet seine Begründung einzig und allein darin, daß Rußland und Frankreich im Jahre 1909 noch nicht kriegsbereit waren. Aber gerade aus dieser Erkenntnis zog der russisch-französische Zweibund die Lehre, die er zwischen 1909 und 1914 konsequent befolgte — Vollendung der militärischen und politischen Kriegsvorbereitung, um bei einer zweiten Krise nach Art der bosnischen gerüstet zu sein. Im Jahre 1909 waren jene Fronten geschaffen, die sich 1914 gegenübertraten.

Der Bruch.

Im Herbst des Jahres 1907 hält sich Wilhelm II. einige Wochen auf der Insel Wight im Schlosse des englischen Obersten Wortley auf. Im engen Kreise wird viel über die Beziehungen der beiden Länder in Vergangenheit und Gegenwart gesprochen, man nimmt kein Blatt vor den Mund. Der Kaiser beklagt sich, daß man seine englandfreundliche Haltung so oft falsch ausgelegt habe. Er steht jetzt unter dem Eindruck des Mißlingens seiner Kontinentalpläne, das deutsch-französische Verhältnis ist durch die Marokkokrise gespannt und unerfreulich, die englisch-russische Annäherung ist nicht mehr

fortzuleugnen. Wortley stellt im Laufe des Winters des Kaisers Äußerungen, soweit er sie für öffentlich verwendbar hält, zusammen, schickt die Niederschrift nach Rominten, wo der Kaiser sich zur Jagd aufhält, und erbittet im Interesse freundlicher Beziehungen zwischen England und Deutschland die kaiserliche Genehmigung zum Abdruck im „Daily Telegraph". Wilhelm II. übersendet die Schrift dem Kanzler, der sich zur Kur in Norderney befindet, mit dem Auftrag, den Inhalt geheim und persönlich zu prüfen.

Hier setzt die Kette der Verhängnisse und Versäumnisse ein. Der Kanzler leitet das Schriftstück entgegen dem kaiserlichen Befehl an das Auswärtige Amt in Berlin mit dem Auftrag der Prüfung. Die betreffenden Beamten verstehn den Auftrag des Kanzlers dahin, daß er sich nur auf die sachliche Richtigkeit beziehe, nicht auf die politische Bedeutung, deren Prüfung sie als Sache des Kanzlers selbst betrachten. Bülow erhält den Artikel mit unwesentlichen Korrekturen zurück und schickt ihn, wie er nachträglich behauptet, ungelesen nach Rominten mit der Bemerkung, daß keine Bedenken bestünden und daß er den Auftrag des Kaisers auf das genaueste ausgeführt habe. Ende Oktober 1908 erscheint der Aufsatz im „Daily Telegraph" in der Form eines Gesprächs mit dem Kaiser.

Die Wirkung auf die deutsche Öffentlichkeit ist katastrophal und unheimlich. Es ist, als seien plötzlich alle Schleusen des Mißtrauens, der Abneigung, der Unzufriedenheit, der Empörung gegen das angeblich absolute Regiment des Herrschers gesprengt. Der tiefe Gegensatz, einsichtigen Betrachtern längst bekannt und ein Gegenstand steter Sorge, das allmähliche unaufhaltsame Aus-

einanderleben zwischen dem Träger der Krone und der Nation, offenbart sich mit einer Heftigkeit, die den staatlichen Aufbau der Nation bedroht. Es muß vieles faul sein in einem Lande, in dem ein solcher Ausbruch möglich ist.

Was ist der Inhalt des Artikels? Wilhelm II. beklagt sich bitter über Englands Mißtrauen gegen seine Person. Er sei, so sagt er, in ganz Deutschland fast der einzige aufrichtige Freund Englands, er habe während des Burenkrieges jeden Versuch Rußlands, die englischen Verlegenheiten auszunutzen, kategorisch durchkreuzt, und er habe seinerzeit der Königin Viktoria persönlich einen Feldzugsplan gegen die Buren übersandt, der dem von dem englischen Oberkommandierenden in Südafrika tatsächlich angewandten auffallenderweise gleiche. Mit anderen Worten, den Sieg über die Buren habe Großbritannien zum guten Teil dem deutschen Kaiser zu verdanken.

Der Reichstag tritt zusammen. Es hagelt Interpellationen über das persönliche Regiment des Kaisers. Eine Erklärung des Kanzlers im Regierungsblatt, die Schuld an der Veröffentlichung liege bei ihm und beim Auswärtigen Amt, vermag die Erregung nicht zu beschwichtigen. Der konservative Redner sagt: „Man muß es ganz offen aussprechen, daß es sich hier um eine Summe von Sorgen, von Bedenken, und man kann wohl auch sagen von Unmut handelt, der sich seit Jahren angesammelt hat, auch in Kreisen, an deren Treue zu Kaiser und Reich bisher noch niemand gezweifelt hat . . ." Hämisch benutzt die Linke dieses Eingeständnis der monarchischen Rechten zu einer leidenschaftlichen Anklage der Krone. Es ist, als finde eine öffentliche Gerichtssitzung

über Person und Politik Wilhelms II. statt, während aus dem Ausland und dem Inland ein wildes Echo schallt.

Da erhebt sich Bülow, der Kanzler. Er befindet sich persönlich in einer verzweifelten Lage. Ohne Frage trägt er die formale Schuld an der Veröffentlichung, und sein Versuch, den Hauptteil auf die Beamten des Auswärtigen Amtes abzuwälzen, bringt ihm nur darum keine größere Verachtung ein, weil das Parlament den Zusammenhang noch nicht kennt. Aber größer als die formale ist die moralische Schuld. Unter seiner Kanzlerschaft haben sich die Spannungen entwickelt, die heute zur Entladung gelangen. Aus doppeltem Grunde hätte er heute Anlaß, sich an die Brust zu schlagen. Aber nichts dergleichen geschieht. Nach langen und verwickelten Ausführungen spricht er die Sätze: „Meine Herren, die Einsicht, daß die Veröffentlichung dieser Gespräche in England die von Seiner Majestät dem Kaiser gewollte Wirkung nicht hervorgerufen, in unserem Lande aber tiefe Erregung und schmerzliches Bedauern verursacht hat, wird — diese feste Überzeugung habe ich in diesen schweren Tagen gewonnen — Seine Majestät den Kaiser dahin führen, fernerhin auch in Privatgesprächen jene Zurückhaltung zu beobachten, die im Interesse einer einheitlichen Politik und für die Autorität der Krone in gleicher Weise unentbehrlich ist . . ."

Was ist das? Es ist der Versuch eines kompromittierten Mannes, durch einen kühnen Sprung, gestützt auf die Schultern seiner Untergebenen und seines Monarchen, sich einer unangenehmen Affäre zu entziehen.

☆

Und der Kaiser? In diesen Tagen bricht ihm eine doppelte Illusion zusammen, von der er ein Dutzend Jahre lang gezehrt hat. Er hat niemals an den Ernst und den Umfang der Abwendung eines Teiles der Nation von seiner Person geglaubt. Er war überzeugt, daß es sich um vorübergehende Verstimmungen handelte, um Überbleibsel aus der Bismarckzeit, um parlamentarisch-taktische Störungsversuche, um letzte Auswirkungen der antimonarchischen Tendenz der Linken. Er hat sich zugetraut, durch seinen idealistischen Schwung, durch die Wirkung seiner Person und durch die Überzeugung von seiner gottgewollten Sendung diese widerstrebenden Elemente zu besiegen, wenn nötig, auch mit Gewalt. Niemand hat ihm diese Vorstellung wirksamer erhalten als gerade der Kanzler. Aber mit der einen Illusion bricht nun auch die andere grausam zusammen. Bülow hält nicht mehr den Schild vor seinen Monarchen? Bülow bringt dem Parlamentarismus Opfer, deren Ende nicht abzusehn ist? Bülow läßt die Krone zum Spielball des Parlaments werden?

Sie treten sich gegenüber. Nach Bülows Angabe ist der Kaiser bleich, niedergeschlagen, ganz von dem Gedanken beherrscht, dem Kanzler alles zu geben, wenn er ihn nur aus dieser schrecklichen Lage rettet. „Kommen wir durch?" soll er immer wieder mit deutlichen Zeichen der Angst gefragt haben. Nach anderen Angaben ist es der Kanzler gewesen, der den Zusammenbruch des kaiserlichen Vertrauens in seine Person und damit das Ende seiner Stellung mit Furcht erwartete. Nichts dergleichen geschieht. Bülow bleibt im Amt, der Kaiser versichert ihn seines Vertrauens. Aber es sind nur noch Worte, die sie sich gegenseitig sagen.

Wilhelm II. fährt nach Donaueschingen zum Fürsten Fürstenberg. Man versucht ihn zu zerstreuen und aufzuheitern. Seine seelische Depression ist tief und anhaltend. Erste Äußerungen fallen gegenüber Vertrauten, daß Bülow ihn verraten habe. Nicht lange, und es beschäftigt ihn sogar der schwarze Verdacht, der Kanzler habe mit Absicht und aus egoistischen Motiven gehandelt, als er den Aufsatz zur Veröffentlichung zugelassen, um den Monarchen ganz in seine Hand zu bekommen und ein Hausmeiertum bismarckscher Art aufzurichten. Nur einen kleinen Schritt weiter bedeutet die erste Andeutung darüber, daß er sich von Bülow trennen wolle. Nach Berlin zurückgekehrt, überfällt ihn der Kleinmut wieder. Er äußert die Absicht, sich vom Thron zurückzuziehen und dem Kronprinzen seine Aufgabe zu übertragen. Verschiedentlich weint er im Gespräch mit Vertrauten. Es ist kein Zweifel, daß ihn die Ereignisse furchtbar mitgenommen haben. Den Kanzler bekommt er kaum zu Gesicht.

Einmal kommen sie doch zusammen. Es ist am 19. November auf der Terrasse des Neuen Palais in Potsdam. „Er erwartete offenbar von mir eine große Strafpredigt", schreibt Bülow. Der Kanzler seinerseits will weiter nichts als eine neue, öffentliche Vertrauenserklärung Seiner Majestät. Fühlt er den Boden schon wanken? Der Kaiser stimmt der von Bülow entworfenen Erklärung zu. Er unterzeichnet sogar den Satz: „Demgemäß billigte Seine Majestät der Kaiser und König die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage und versicherte den Fürsten von Bülow Seines fortdauernden Vertrauens." Warum unterschreibt er diesen Satz, den er innerlich nicht anerkennt? Warum zwingt Bülow ihn zu einem Zugeständnis, an das er, der Kanzler, nicht glauben kann?

Es ist ein letzter Sieg der Geschicklichkeit des Kanzlers über die innere Unsicherheit des Monarchen. Es ist ein Pyrrhussieg.

☆

Der Winter von 1908 auf 1909 ist voller Arbeit, Kanzler und Kaiser gehn sich aus dem Wege. Bülow hört von Aussprüchen des Monarchen, nach denen dieser fest entschlossen ist, den Kanzler nur noch bis zur Erledigung der großen Finanzreform zu halten. Auf was wartet er noch?

Die bosnische Krise erfährt eine Lösung, die dem vielgewandten Kanzler die Möglichkeit gibt, von einem neuen großen Erfolg seiner diplomatischen Kunst zu sprechen. Außenpolitisch, davon ist er überzeugt, ist er unentbehrlich. Innenpolitisch liegen die Dinge schwieriger. Die Finanzreform macht schwere Sorgen, der nationalliberal-konservative Block ächzt in allen Fugen, Konservative und Zentrum tauschen erste Händedrücke miteinander und sprechen gemeinsam über die Ablehnung der Erbschaftssteuer, die ihnen als Brücke zur Verständigung dienen soll. Wenn sie zusammenkommen, ist die Finanzreform erledigt.

Bülow bemüht sich verzweifelt, es ist der Kampf um seine Existenz. Gelingt ihm die Reform, so wird er auch innenpolitisch so fest im Sattel sitzen, daß sich alles noch einmal wenden mag. Er traut dem Kaiser für später auch eine neue persönliche Schwenkung zu. Er baut vor allem auf seine hundertmal bewährte Geschicklichkeit. Mißlingt die Reform, so ist es aus.

Aber hier rächt sich sein schiefes Verhältnis zum Monarchen und die Kette beginnt sich zu schließen. Die Konser-

vativen ihrerseits sind überzeugt, daß Wilhelm II. den Kanzler auf jeden Fall gehn lassen wird, sei es mit, sei es ohne Reform. So opfern sie den Block und beschließen die Ablehnung.

Noch immer gibt Bülow den Kampf nicht auf. Versagen sich die Konservativen, so wird er es abermals mit dem Monarchen versuchen. Zum letzten Mal gibt er sich als der große Seelenfänger, der den Monarchen ein Dutzend Jahre lang in seinem Bann gehalten hat. Zum letztenmal läßt er alle Register seiner Kunst spielen und verschmäht auch nicht die falschen Töne der Rührseligkeit. Am 11. März 1909 steht er wieder vor dem Kaiser.

*

Abermals widersprechen die Berichte einander völlig. Bülow behauptet, er habe den Kaiser vor die Vertrauensfrage gestellt, er habe ihm ernst und eindringlich noch einmal die Sünden der Vergangenheit vorgehalten, und zum Schluß habe der Kaiser alles eingesehn, sich von der Unentbehrlichkeit des Kanzlers überzeugt und ihm aufs neue sein volles Vertrauen zum Ausdruck gebracht. „Wir müssen zusammenbleiben, und wir bleiben zusammen", soll Wilhelm II. erleichtert ausgerufen haben.

Von anderer Seite erfährt man, der Kaiser habe den Kanzler offen des Verrats an seiner Person in der Angelegenheit des „Daily Telegraph" beschuldigt, Bülow habe unter Tränen seine Schuld bekannt und um Verzeihung gebeten, und der Kaiser habe unmittelbar nach der Unterredung geäußert: „Mit dem Bülow bin ich fertig."

Richtig ist, daß sie sich äußerlich abermals versöhnten und daß der Monarch schon am nächsten Abend bei

Bülow speiste, wobei äußerlich gegen die früheren Zeiten kein Unterschied zu bemerken war.

Aber Bülow ist klug genug, um einzusehn, daß ihm nur noch eine Gnadenfrist gewährt ist. Während er äußerlich noch den Anschein aufrechterhält, als fühle er sich im Vollbesitz des kaiserlichen Vertrauens, hat er im Innern den Kampf schon aufgegeben. Er ist am Ende seiner Kunst angelangt. Die Mittel, die er bisher souverän beherrscht, verfangen nicht mehr. Weit davon entfernt, sich ihr Versagen selbst zuzuschreiben und diese so lange angewandten Mittel einer ernsten Kritik zu unterziehen, findet seine ewig bereite Selbstsicherheit rasch den Ausweg, daß er von persönlichen Gegnern und Neidern in der Umgebung des Monarchen gestürzt worden sei. Mit dem Achselzucken weltmännischer Überlegenheit verläßt er Bismarcks Stuhl und fügt sich in sein Schicksal.

*

Die Finanzreform scheitert, der Block bricht auseinander. Bülow steht zum letztenmal vor dem Reichstag und ruft den Konservativen zu: „Bei Philippi sehen wir uns wieder!" Sie sahen sich nicht wieder, auch später nicht, als der Gestürzte nach dem Umsturz aller Dinge krampfhaft bemüht war, den Anschluß an die neue Zeit zu gewinnen.

Bülow schreibt sein Entlassungsgesuch. Der Kaiser genehmigt es. Bülow fährt nach Kiel. Am 26. Juni 1909 steht er vor dem Monarchen auf dem Oberdeck der „Hohenzollern". Es ist auf den Tag genau zwölf Jahre her, daß der kaiserlich deutsche Botschafter beim Quirinal das Fallreep der „Hohenzollern" erkletterte, um sich bei Seiner Majestät zu melden, bereit, unter dem Szepter

des Monarchen das Deutsche Reich einer glänzenden Zukunft entgegenzuführen. Draußen in der Förde liegen rauchend die Schiffe, die damals im Geiste des Kaisers ein verführerisches Dasein trieben. Die Doppeltürme der schweren Panzer drohen. Mehr als einmal gleitet des Kaisers Blick darüber und seine weiten Handbewegungen umspannen das imposante Bild.

Und während die Situation, der Tag und die Personen Anlaß genug zu einem welthistorischen Dialog geben, haben sich die beiden Handelnden nichts zu sagen außer Nichtigkeiten und Worten eines halben Bedauerns. So weit ist es zwischen ihnen gekommen.

Am 14. Juli 1909 wird Bülows Entlassung im Reichsanzeiger veröffentlicht.

Ende.